11.34.

Daheim

71. Jahrgang Nr. 9 Leipzig, 29. Nov. 1934

Elektrische Apparate
zur allgemeinen Körper- u. Schönheitspflege:

FÖN GNOM elektr. Heißluftdusche RM. **15.50**

SANAX elektrischer Vibrations-Massage-Apparat RM. **50.—**

FÖNBRUNN elektr. Warmwasserspender RM. **35.—**

RADIOSTAT SON elektr. Hochfrequenz-Apparat RM. **22.—**

RADIUM-SANOTHERM-HEIZKISSEN von RM. **19.50** an

Überall erhältlich! Ausführliche Druckschriften versendet die
Fabrik: ELECTRICITÄTS-GESELLSCHAFT SANITAS
BERLIN N 24

Kurzgefasste Geschichte des Nationalsozialismus
von
Dr. J. v. Leers.
Geheftet 1,50 Mark, gebunden 1,80 Mark.

Dieses Büchlein will der deutschen Jugend und darüber hinaus allen, die sachliches Wissen über die Erneuerung des deutschen Volkes suchen, ein brauchbarer Leitfaden sein. Der Name des Verfassers bürgt für eine vollwertige Lösung der Aufgabe.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig**

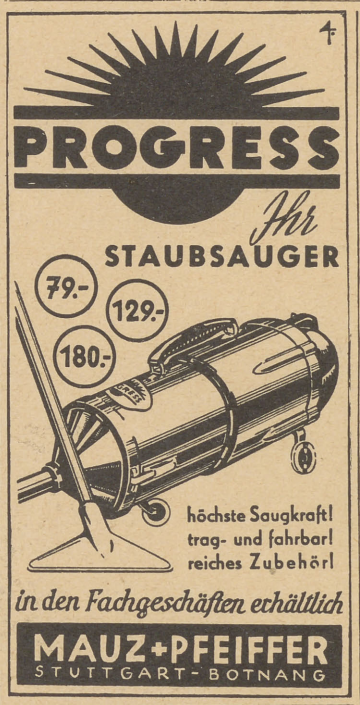
Epochemachende Neuheit!

Das neue
Mannborg-Pianochord-Klavier

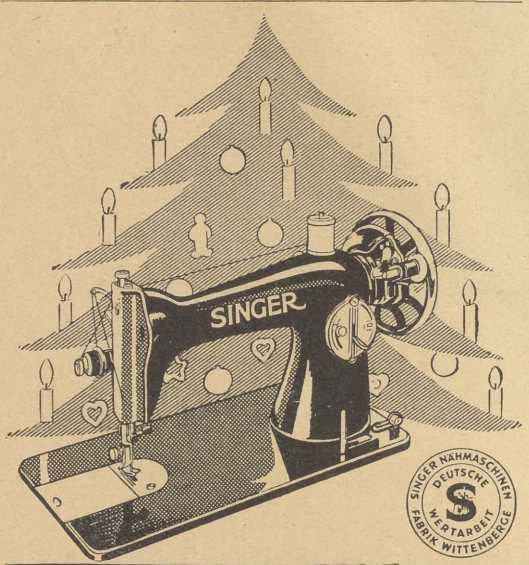
Eine Höchstleistung moderner Technik und Akustik
Künstlerische Gestaltung
Vorbildliche Qualität
Überraschende Preiswürdigkeit
Über 2000 Instrumente gleicher Bauart bereits im Gebrauch
Von führenden Künstlern und Fachleuten glänzend beurteilt und erprobt

Weitere Auskünfte und interessantes Werbematerial verlangen Sie bitte von

Th. Mannborg, Leipzig W. 33, Angerstraße 38



Kauft deutsche Waren!
Damit gebt Ihr Deutschen Arbeit und Brot!



Singer 88
Das Weihnachtsgeschenk

Weitestgehende Zahlungserleichterungen
Mäßige Monatsraten

Singer Nähmaschinen Aktiengesellschaft
Berlin W 8, Kronenstraße 22
Singer Kundendienst überall

wundervoll glänzend seidenweich
in freundlich hellen Farben
WOLLGARNFABRIK TITTEL & KRÜGER UND STERNWOLL-SPINNEREI A.-G. LEIPZIG W 31
Handelsgarne — Tapisserie

Lebenskampf der Ostmark
Von **Hans Kyser.**
Zum erstenmal hat es ein deutscher Dichter unternommen, die Geschichte seiner Heimat, der Deutschen Ostmark zu schreiben, aus dem Geist eines Dramatikers gestaltet. Preis 4,80 Mk.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Als Weihnachtsgeschenk
Davidis-Schulze / Das neue Kochbuch
für die deutsche Küche
Herausgegeben von **Ida Schulze**
Mit 16 mehrfarbigen Tafeln, 29 Bildern für Anrichtekunst, über 200 Zeichng. im Text u. 1500 selbsterprobten bewährten Rezepten
In geschmackvollem u. praktischem Leinenband **RM. 3.50**
In jeder guten Buchhandlung vorrätig
Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm His †
In unserem Verlage erschien:
Die Front der Ärzte
Mit dem Bildnis von Wilhelm His, des Verfassers, und zwei Karten. Zweite Auflage. Dies Erinnerungsbuch an die Arbeit der Militärärzte führt uns auf die Kriegsschauplätze des Ostens und Westens, auf den Balkan und nach Asien. — In Leinen gebunden 3.— RM.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C1 Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer zum Preise von 35 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.

Daheim

71. Jahrgang Nr.

Leipzig, 29. November 19

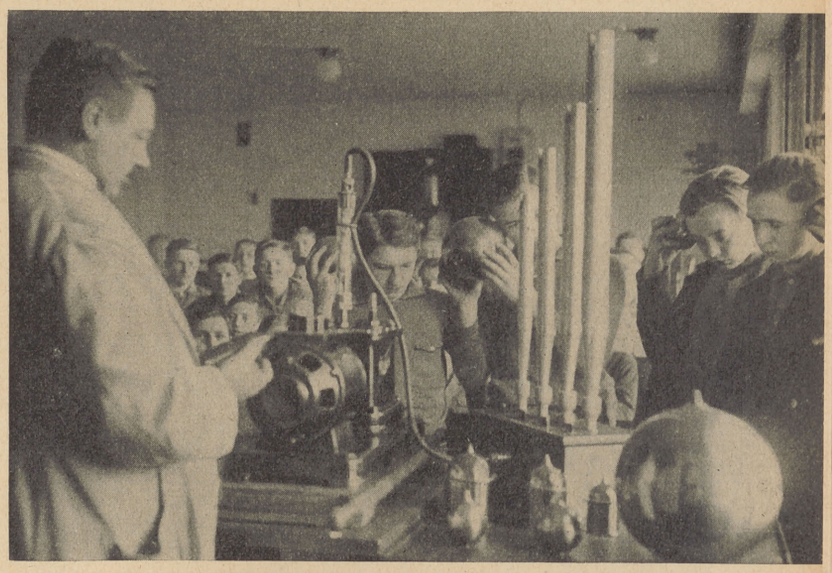
Die klingende Stadt

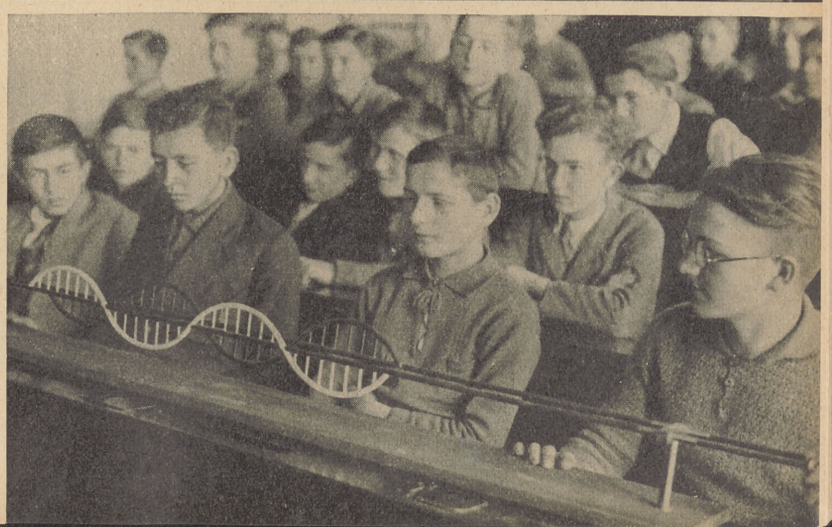
Von Heinrich Zerkaulen

Der abendliche Weg führt durch eine verlassene Straße. Die Fenster der Häuser haben sich weit geöffnet, um den kühlenden Wind einzulassen, der herb und würzig über die westlichen Grenzen des Erzgebirges in das anmutvolle Vogtland hinüberstreicht. In der Dämmerung und hoch über der samtenen Talsohle ahnt man das Rauschen hoher Wälder. Im flirrenden Dunst der untergehenden Sonne, schon leise umhüllt vom Schatten blauer Nacht, zeigen sich schwebende Linien, aus denen die Kuppe des Aschberges mit behäbiger Würde hervorlugt. Diesem Aschberg vorgelagert läuft eilig in die Nacht hinein die sanfte Welle des Spitzbergkammes.

Ist es der Wind, der diese schwebende Melodie geigt oder ein verborgenes Wässerlein der Zwota, die, kaum erkennbar, silberne Linien in die grünen Gemarken der Wiesen eintupft? Aber vielleicht kommt die Musik doch nur vom Wipfelgespräch der Bäume, die sich vom Tag erzählen und die wissen, sie sind hier in der Überzahl. So viele Bäume gibt es in ganz Deutschland kaum auf einem Fleck zusammen wie in den Klingenthaler Tälern bis hinab in das benachbarte Egerland, das fern der Grenze liegt und dennoch im Herzen deutsch geblieben ist. „Wu die Wälder hamlich rausch'n", so hat der erzgebirgische Volkssänger die Stimmung jenes Waldbezirkes zu treffen gesucht, von dieser Stimmung auch gibt der abendliche Gang sinnvolle Deutung.

Doch der eingeschlagene Weg scheint schon zu Ende zu sein. Die Häuser wollen vor uns zurückfliehen. Sie kauern im





Oben: Die Klingenthaler Jugend mit ihren Instrumenten auf dem Schulweg. Die beiden Abbildungen rechts zeigen Unterrichtsstunden in der Tonwellenlehre

Schatten an kleinen Hügelstreifen, sie wollen sich nicht nach Art und Größe straßenweise einreihen lassen, wie die Zahlenreihen in einem sauberen Hauptbuch.

Das wollen die Häuser nicht und nicht die Menschen, die in ihnen wohnen. Diese Menschen haben in den beiden letzten Jahren in viele Städte des Reiches ihre Jugend hinausgesandt, neun-, zehn-, zwölfjährige Knaben in der schmucken Tracht der Hitlerjugend, damit sie mit klingendem Spiel und mit ihren zukunftsgläubigen Augen werben sollten für die Arbeit daheim, daß die Not ihrer Väter gelindert werde. Denn in den schlimmsten Jahren, die Deutschland nach dem großen Krieg kannte, da herrschte gerade hier im Klingenthaler und im Markneukirchener Bezirk, wo Musik aus jedem Hause von befreiender Lebensart zu künden scheint — da herrschte gerade hier bittere Arbeitsnot, eine Arbeitslosigkeit bis zu achtzig vom Hundert.

Viele Generationen lang, immer treulich übererbt vom Vater auf den Sohn, so wurde in diesem seltsam versteckten Musikwinkel Deutschlands jenes Instrument hergestellt, das ein Weltfahrer in allen Erdteilen finden konnte, bei jung und alt, auf dem Marsch und daheim, auf den einsamen Wassern des Meeres und hoch in den Sennhütten der Berge: die Mundharmonika. Ein großer Teil des Weltbedarfes an Instrumenten kam aus den vielen kleinen Häusern der Markneukirchener Gemeinde und aus Klingenthal selbst, Geigen und Celli, die Mundharmonika, die Ziehharmonika, das Akkordeon. Bis zu neunzig vom Hundert der gesamten Heimarbeit gingen vor dem Kriege in das Ausland.

Doch der Klingenthaler wird nicht ohne triftigen Grund sozusagen mit Musik großgezogen. Seine Ohren sind von Jugend an auf den guten und reinen Klang geschult und abgestimmt. Dieser Klang reicht längst bis in sein Herz. Und im Herzen dieser Menschen schlummert die Gewißheit, daß auch ihrer Lebensarbeit in einem neuen Deutschland eine besondere Aufgabe zugeteilt ist, nämlich die pflegsame Betreuung guter deutscher Haus- und Schulmusik. Gilt es, sich den Markt des Auslandes zurückzuerobern, so erst recht die Liebe des großen Vaterlandes zu gewinnen, das da zu marschieren gewillt ist mit hellen Augen zu hellen Melodien in eine helle Zukunft.

Und nun scheint es doch nicht mehr so, daß die schwebende Melodie dieser abendlichen Stunde vom Rauschen der Bäume allein hervorgezaubert würde oder vom silbernen Klirren der zierlichen Wellensprünge der kleinen Zwota. Jetzt nämlich rührt wirkliche Musik den nächtlichen Wanderer an: da streicht ein Knabe still vor sich hin das Cello. Seine Hand reicht hoch hinauf zum Griff des Brettes. Dort klingt eine dunkel grollende Tuba auf, deren metallener Klang in der kleinen Kammer an Tonfülle schier übermäßig gewinnt.

Hier wieder gibt es ein mühsam abgedämpftes Duett auf Blasinstrumenten. Und da fällt der Blick in eine offene Stube, in der drei Mädchen um einen Tisch sitzen. Sie singen ein Wanderlied zur Zither mit Gitarrenbegleitung. Der Rhythmus ist so straff und sicher, daß der Wanderer unversehens in den rechten Schritt kommt, der zu dieser klingenden Stadt allein passen mag.

Auf solche Weise jedoch wundert sich der Besucher dann nicht mehr, wenn er am andern Morgen der Klingenthaler Jugend auf dem Wege zum Schulhaus begegnet. Die schleppt sich mit Geigenkästen und verhüllten Blasinstrumenten wie andern Orts mit den Büchern und Heften.

Freilich handelt es sich hier um eine eigene „Schule", die Gewerbeschule für Musikunterricht und Handwerk, die für die theoretische, praktische und musikalische Ausbildung der Instrumentenmacher seit dem Jahre 1843 von Staat, Gemeinde und Industrie zugleich unterhalten wird.

In der Musikschule werden bereits Kinder nach vollendetem neunten Lebensjahr aufgenommen. Sie werden in elementarer

In der Klingenthaler Schule: Die Klangreinheit des Tones wird durch besondere Instrumente geprüft. (Aufnahmen: Presse-Photo)

Musiklehre unterrichtet und können dann das Spiel eines oder mehrerer Instrumente erlernen. Der Instrumentenmacher soll nämlich das Instrument, das er baut, auch selbst spielen können. Und so gibt es denn für die fortgeschrittenen Schüler schon eigene Streich-, Blas-, Zupf- und Harmonikaorchester: Klingenthal wird zur klingenden Stadt!

Ein Besuch der Schule selbst gibt überraschende Einblicke in den Lehrgang solcher Unterweisung. An leicht faßlichen Modellen werden dem Schüler etwa Entstehung, Fortpflanzung und Schwingungsart der Schallwellen gezeigt, Klangreinheit des Tones. Eine andere Vorrichtung lehrt die Festigkeit der Saiten kennen. Der Akustiklehre ist ein eigenes Lehrfach gewidmet.

Eine seltsame Stadt voller Zauber handwerklichen Könnens, das ist Klingenthal, vom Herrgott in eines der lieblichsten Täler des schönen Sachsenlandes gebettet. Das Tal hinauf und hinab, niemals reißt der Klang der frohen Zuversicht ab, wenn auch die Sorge den klingenden Alltag seiner Menschen bisweilen überschatten will.

Alles scheint dennoch auf eine geheime Melodie abgestimmt zu sein, auf jene Melodie zumal, die von einem Deutschland kündet, das singend zur Arbeit geht, um singend das Leben zu meistern. Das geschieht mit einer Zähigkeit und mit einer ausdauernden Hoffnung, die nur vergleichbar ist der klammernden Liebe jahrhundertealter Tannen an ihrem felsigen Waldboden. Und es ist, als ströme geheime Kraft aus der heimatlichen erzgebirgischen Erde über in den ewig tönenden Klang dieser Stadt, daß sie mit unerschütterlicher Liebe weiter hofft auf den Segen des Himmels und den Lohn ihrer fleißigen Arbeit.

Der Wunschzettel und die drei Wünsche

Zum ersten Adventssonntag

Der erste Adventssonntag ist da. Am heutigen Abend dringt ein erster goldener Strahl des Weihnachtssterns in unsere Stuben. Auf dem Adventskranz wird das erste Licht angezündet. Äpfel und Nüsse stehen bereit. Dazu gibt es die ersten Pfefferkuchenherzen.

Wenn dann die Kinder, schon ganz erfüllt von den Verheißungen des nahen Festes, zögernd zu Bett gegangen sind, verwandeln sich alle Väter in geschäftige Weihnachtsmänner. Straßenauf und -ab, in allen Stockwerken beginnt ein eifriges Basteln und Werkeln, das den Kleinen einen Teil ihrer wundergläubigen Weihnachtswünsche erfüllen soll.

Noch liegen diese Wünsche im Streit miteinander. Aber bald muß der endgültige Wunschzettel geschrieben werden. Das ist eine sehr schwere Aufgabe. Was gilt nun mehr: der Metallbaukasten, der Roller, ein eigenes Zelt, die Festung mit Soldaten, das Abenteuerbuch, ein Paar Marschstiefel oder ein Briefmarkenalbum? Nichts soll ausgelassen werden, was sich mit einiger Wahrscheinlichkeit erhoffen läßt, und man darf doch nicht unbescheiden sein.

Jetzt erleben die Kinder, wie aufregend und schwierig die Entscheidung war, als plötzlich die leuchtende Fee im Märchen vor den armen Burschen trat: „Wünsch' dir was!"

Feen sind wie das Leben selbst: sie kommen bunt und glänzend daher und gebärden sich überaus verschwenderisch, in Wahrheit sind sie geizig. Sie geben immer nur drei Wünsche frei und heben dabei noch warnend und drohend den Zeigefinger: „Vergiß das Beste nicht!"

Und manchmal nehmen sie mit der Linken, was die Rechte gab.

Es gehen viel Wünsche in einen Hafersack. Aber vom Verlangen wird kein Mensch reich, und das Wünschen macht keine Arbeit fertig. Ja, wenn Wünsche Butterkuchen wären, so hätte jeder Bettler alle Tage Süßes zu beißen, und wenn Wünsche wahr würden, so wären die Hirten Könige und die Könige Hirten. Jedoch kommt niemand an sein Ende und hat nur die Hälfte seiner Wünsche erreicht. Auch der Glücklichste stirbt wünschend, und nie sind wir weiter entfernt von unseren Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.

Freilich begehrt man vielerlei, was einem gar nicht mehr recht wäre, wenn es nachher in Erfüllung ginge, und was du oft sehnlich gewünscht, trägst du mit Mühe zuletzt. Der Teufel erfüllt darum mehr Wünsche als alle guten Geister, so daß schließlich der einzige Wunsch nach der Wünsche Ruh' übrigbleibt.

Das ist keine angenehm klingende Spruchweisheit. Was müssen wir also tun, wenn wir unsere drei großen Wünsche an das Leben stellen dürfen?

Unser Wunschbrief an das Schicksal soll wie der weihnachtliche Wunschzettel der Kinder das Beste nicht vergessen und doch nicht das Mögliche dem Unmöglichen opfern. Wo finden wir Rat? Im ernsten Faltenwurf der Toga, mit gerunzelten Stirnen steigen die berühmtesten Weisen vor uns auf: „Nichts wünsche ich, als zu wünschen, nichts zu haben."

Wir hören, aber uns fehlt der Glaube.

Der Nächste mahnt: „Verlange nicht, daß die Dinge gehen, wie du es wünschest, sondern wünsche sie so, wie sie gehen, und du wirst dich wohlbefinden."

Leicht gesagt und schwer getan. Wenn wir darüber nachdenken, ist auch dieser Lehrsatz nicht der rechte für uns. Nein, wir mögen nun gar nichts mehr wissen von vorgeprägten Sprichworten. Wir wollen wünschen. Von ganzem Herzen und mit allen Sinnen! Wir wollen in dieser erwartungsfrohen vorweihnachtlichen Zeit des zuversichtlichen Wünschens der kleinsten und reinsten Menschenherzen eine neue, grenzenlose Wunschkraft gewinnen, tieferen Glauben, zwingenderes Hoffen und, so neu beseelt, ein frisches tätiges Streben und Wagen.

Diese strebsame Tapferkeit wird uns aus aller Not und Gefahr hinausführen; von Woche zu Woche wird uns ein neues festliches Licht angezündet werden, bis wir vor der geheimnisvollen Tür stehen, aus deren Spalt ein verheißender Weihnachtsglanz dringt. Eine Glocke wird klingen, und wir werden eingehen dürfen in das wahre, wunschlose Glück des ewigen Lichtes.

In meiner Heimat erzählen sie diese Geschichte: Es lebte einmal ein reicher Mann in der Stadt. Groß und prächtig stand sein Haus am Marktplatz. Er wurde seiner Güte wegen allgemein geachtet, von manchem auch um seinen Besitz beneidet. An einem Adventssonntag, als er durch die verschneiten Straßen zur Kirche ging, war sein Herz bekümmerter, als seine Mitbürger sich denken konnten. Und als er in der Reihe der Kirchenstühle saß, die den Reichen gehörten, wurde sein Gemüt noch mehr beschwert, weil er auf dem kalten Stein nebenan die Armen sich drängen sah: Kranke, Schwache, Greise, Frauen und Kinder, denen kein ausreichendes irdisches Geschenk gegeben werden konnte, nur die tröstliche Gnade himmlischer Verheißung.

Und indem der reiche Mann betete, erschien ihm dies Bild: In herrlichem Glanz, der jetzt die ganze Kirche erfüllte, stieg das Standbild Marias mit dem Christkinde von seinem Sockel neben dem Altar herab, schritt an ihm vorüber zu den Armen, Krüppeln und Kranken und reichte jedem ihren Sohn, der sie alle mit seinen kleinen Händen streichelte. Das war nach allem, was den reichen Mann vorher beschäftigt hatte, kaum noch verwunderlich, und es fiel ihm nicht mehr schwer, ohne sich um das Naserümpfen und Kopfschütteln der Standesgenossen zu kümmern, seinen Platz zu verlassen und sich mitten unter die armen Leute zu stellen. Da geschah es, daß die Heilige Jungfrau sich seinetwegen umwandte, um auch ihm das Kind in die Arme zu legen.

Von dem Mann wird weiter erzählt, daß in seiner Todesstunde Maria wirklich bei ihm gestanden habe, und daß er mit einem seligen Lächeln entschlafen sei, am Heiligen Abend, als die Glocken wieder die Christnacht einzuläuten begannen. —

Das ist eine schöne und besinnliche Geschichte. Und unsere drei großen Wünsche für die vorbereitende Adventszeit? Was sollen wir auf Erden begehren, ohne das Beste zu vergessen?

Geld und Haus? Ruhm und Macht? Tischlein deck' dich, Goldesel, Knüppel aus dem Sack?

Müssen wir noch zaudern und wägen, wenn das Leben uns befragt? Wir lassen unsere Zuversicht durch die Zeitwende einem neuen Frühling entgegengehen und wünschen uns und allen Brüdern auf jedem Weg zum Ziel als glückhafte begnadende Gaben: Die Ehrfurcht vor Gott, die Tapferkeit vor den Menschen und die Freiheit des Herzens.

F. M. R.

Der goldene Leuchter. Roman von Sophie Hoechstetter

9

Winifred war bei Ute in der Fuchsfarm. Winifred klagte, daß die alte Frau immerfort wieder zu Baron Arn schliche. Er müsse Heiterkeit um sich haben. Er wäre doch der liebenswürdigste Mensch unter der Sonne. Dann förderte sie einen Brief heraus, er war aus Tegernsee und von dem Leiter der Tanzgruppe. „Ich werde so gedrängt, das Angebot anzunehmen — was raten Sie mir? Es ist ja natürlich immer das Höchste, wenn man sich in seinem künstlerischen Beruf betätigen kann. Aber ich möchte doch den Baron gesund pflegen und dann zu Werner reisen. Der gute Junge wartet so auf mich."

Ute fütterte gerade die Füchse, hatte einen Eimer gekochtes Gemüse, ging von Box zu Box und teilte mit der Schöpfkelle aus.

„Ich finde auch, Ihr künstlerischer Beruf ist doch das Wichtigste für Sie, Winifred."

Ute ließ Winifred ihre bunten Schleier der Täuschung. Sie wandte nicht das böse Wort Lüge auf die verschiedenartigen Kundgebungen dieser Zeitgenossin an. Jeder wählt die Waffen und Mittel, die ihm zu Gebote stehen, wußte sie. Nun wünschte Winifred eine Barsumme und fabelte von einer Reise nach Uran. Vielleicht half Baron Oßlar und ersparte es Marie Luise, diese „Nichte" zu entfernen.

Winifred tänzelte davon und fand dann den richtigen Augenblick eines Alleinseins mit Arnulf Oßlar.

Sie kam mit Äpfeln. Mit völlig unwahrscheinlichen, in einem Bauernhaus ermittelten Äpfeln des letzten Herbstes.

Diese kleinen Weibwesen haben immer eine Spur Gutmütigkeit, dachte er und bedankte sich herzlich. Für den Augenblick machte ihm Winifreds Gebaren auch Spaß. Sie bedauerte seine Wunden, erneuerte die Verbände und wußte wie eine zärtliche, spielende Katze alle Reize ihrer Schlankheit und Biegsamkeit zum Ausdruck zu bringen. Er ließ ihr die Samariterrolle, er war in den paar Tagen ein wenig träge geworden und nahm die Fürsorge um fast schon geheuchelte Leiden nicht ganz ungern hin. Die hellblonde Winifred, deren Haare und Haut viel künstliche Hilfe verrieten und ihr Alter nicht völlig genau bestimmbar machten, plapperte ihr kleines Geplauder.

Selbst einen Titeldurstigen konnte ihr oftmaliges „Herr Baron" übersättigen. Ich werde sie ein wenig erziehen, fand Oßlar und teilte ihr mit, daß man nicht Fräulein Gräfin sagt und nur sehr alte Damen Frau Gräfin nennt, und daß das Wort Herr vor dem Titel Baron das Vorrecht von Bediensteten oder Angestellten sei, nicht aber der großen Künstlerinnen.

Er lachte und stand auf. „Sehen Sie, der Fuß im Heftpflasterverband kann schon wieder Dienst machen."

„Sie Unvorsichtiger. Ich erschrecke mich ja zu Tode." Winifreds Hände drängten ihn zu seinem Lager zurück.

„Gut, ich will vernünftig sein. Bitte, nehmen Sie eine Zigarette, Winifred. Ich muß mit Ihnen reden."

Und dann erklärte er ihr, die Reise zu Werner Muralt wäre doch zu weit und das Angebot in Tegernsee so lockend. Dort lerne man auch viele Menschen kennen. Er liebe Tegernsee sehr.

„Werden Sie einmal kommen, mich tanzen zu sehen?" fragte sie rasch.

Warum nicht? Es war ja nicht weit. Aber vielleicht wäre ihre Geldlage gerade nicht ganz bequem?

Sie ließ ihre kleinen Hände aufflattern: Bequem. Welch ein hübsches Wort. Nur ein Edelmann könne so sprechen. Und eine junge Künstlerin hätte es doch gern bequem, nicht wahr? Geld wäre Schutz. Geld wäre auch Kunst, ja sogar Wissenschaft. — O wirklich? Das Geschwätz belustigte ihn. Man rühme Deutschland so sehr als das Land von Kunst und Wissenschaft. Aber die große Kunst und Wissenschaft, Geld zu schaffen, sei in Deutschland verlorengegangen.

Es bedurfte keines Aufwandes von Takt, Winifreds Reisegelder etwas zu ordnen. Arnulf Oßlar erledigte diesen Punkt rasch. Und dann bat er, sie möge diesen Abend tanzen. Ein kleines Fest noch, nicht wahr? Ein wenig Vorbereitungen, ja?

Winifred enteilte. Ute kam. Jeden Mittag vor Tisch sah sie einen Augenblick zu Arnulf Oßlar hinein, fragte nach Wünschen und Befinden.

Sie hatte das erregte Gefühl für Arnulf Oßlar überwunden. Ihr Wollen war bei Flims Wollen. Doch ein kleiner Rest von Wehmut blieb da noch. Sie nannte es: eine andere Generation, die in mir noch fortlebt, wird von ihm angerührt. Sie kam nicht besuchsmäßig angezogen, sondern als ein schmaler Junge im neuen, blauen Trainingsanzug, den sie sich in Berlin gekauft hatte. Sie war ein wenig stolz darauf, wie gut er sie kleidete.

„Oh, Herrenbesuch? Ein junger Mann läßt sich herab zu mir?" Oßlar stand auf und verbeugte sich, und sie bestaunte seine rasche Heilung.

„Ich will doch nicht Winifred für ewig an ein Krankenlager fesseln!" Er lachte und erzählte von ihrer Abreise.

„Übrigens, junger Herr, Winifred verdanke ich die Kenntnis, daß Sie hier in Schloß Oßlar sich einen Lebensgefährten wählten. Kinder, das ist hübsch. Ich darf doch Glück wünschen?"

War da noch ein kleines Zucken am Herzen? Hatte sie einen Hauch des Bedauerns in Arnulf Oßlars rätselhaftem Gesicht erwartet?

Sie wurde eine Spur verlegen. „Aber das ist doch noch nicht —"

„Ich schweige schon, aber ich habe doch auch Augen —"

Flims Kommen unterbrach diese Aussprache. Er war mit Papieren beladen. Fast die ganzen Nächte hatte er Entwürfe für die neue Kirche gezeichnet.

Oßlar prüfte, lobte. Die Frage blieb, sollte man die Kirche wieder so aufrichten, wie alte Bilder sie aus dem Einst überlieferten, also in Frühgotik mit abgedachten Mauerpfeilern, oder sie auch äußerlich reicher gestalten durch Steinmetzarbeit?

Oßlars Lebensart drängte nach raschem Entschluß. Ob man der kleinen Ute, deren Tierstudien aus der Farm, deren Landschafts- und Figurenskizzen ihm ja gut gefielen, ein größeres Gemälde für die Kirche zutrauen dürfte? Überstieg das nicht jetzt noch ihre Kräfte? „Denken Sie sich mal einen Vorschlag aus," bat er, um sie anzuregen.

Er hörte den beiden zu. Ihre Jugend, ihr Tatwille machten ihm Freude. Er ließ sie plaudern. Seine Gedanken waren bei Marie Luise. Und blitzgleich kam ihm ein Bild: sie saß in einem Eisenbahnabteil einem Herrn gegenüber. Der Herr war nicht mehr jung, er war wie eine kubistische Form, kubistisch in den Schultern, Kopf mit breit ausladender Stirn. Ein Bekannter, von dem er nichts wußte? Ein Herr, der etwas von ihr wollte? Marie Luises Gesicht war sonderbar beunruhigt. Das Fernbild löschte aus. War Marie Luise unterwegs? Kam sie heute?

Er hatte manchmal solche Ferngesichte. Nicht der Wille kann sie erzeugen, sie tauchen zu unerwarteten Augenblicken auf und versinken als flüchtige Rätsel. So war es einmal, vor einem Jahr etwa, gewesen, daß er Marie Luise schreiben sah, erregt, gefühlsmäßig, wie von einer Gewalt gezwungen. Monatelang wartete er dann auf ihren Brief; er kam nicht. Das Ferngesicht hatte nicht gezeigt, daß Marie Luise ihr Schreiben wohl wieder zerriß. Halb abwesend noch hörte Oßlar eine Frage des Architekten. Er verstand sie erst, nachdem sie verklungen war, lächelte dann gutmütig über die ruhige Unerschrockenheit des jungen Mannes, ließ sich herbei, zu sagen, daß er in Niederländisch-Indien Glück hatte, auch in China. Sonderbarerweise als Kavallerist, das heißt durch seine Pferdekenntnisse. Auch durch einen alten Holländer, der ihn in sein großes Handelshaus nahm und an Unternehmungen sich beteiligen ließ.

Flim fragte wie ein altkluger, fürsorglicher Junge: „Gut angelegt?"

Wäre nicht das Gesicht Flims gewesen, hätte Oßlar Zudringlichkeit und Neugier glatt abgelehnt. Aber das volle, blonde Jungengesicht dieses tüchtigen Architekten machte ihn lachen.

„Häuser in Stockholm, Braunkohlengebiet in der Lausitz. Ich kenne die europäische Lage! Wissen Sie, Flim, der Staat könnte uns in das Filialdorf keine neue Kirche bauen. Von der

Der Vogel denkt:
Weil das so ist
und weil mich doch
der Kater frißt,
so will ich keine
Zeit verlieren,
will noch ein wenig
quinquilieren
und lustig pfeifen
wie zuvor.
Der Vogel, scheint
mir, hat Humor.

Wilhelm Busch

Katze am Fenster.
Gemälde von
M. L. Mammen

Gemeinde wollen wir schweigen. Der Bau muß schon aus Privatmitteln sein."

Flim strahlte. „Ich darf den Arbeitern Hoffnung machen?"

„Ja. Aber davon ein andermal. Wir brauchen erstklassige Vorarbeiter und Steinmetzen. Die ganze Sache macht mir große Freude."

Ute hatte ihre Gedanken zu einer Frage gesammelt: „Sie kommen aus fernen Erdteilen, Baron Oßlar. Aus alten Ländern anderer Kulturen, anderer Religionen." Er ermutigte sie durch einen Blick, fortzufahren. „Entspricht es nur Ihrem Ordnungssinn, daß auf dem Brandplatz wieder eine Kirche stehen soll?"

Oßlar sprach nicht übermäßig gern über ernsthafteste Dinge mit sehr jungen Damen. Und das, was man „Beichte" nennt, lag seiner Herrennatur ganz fern. Doch er mußte der kleinen Ute wohl antworten.

„Sie erwähnen, daß ich aus Ländern uralter Kultur, uralten Kults komme. Und zwar zurück in das Land der alten Germanen- und auch Keltengötter. Es gibt eine neue Bewegung für den germanischen Gottesglauben. Nun, ich will nicht vortäuschen, daß ich über all diese Fragen viel nachgedacht habe. Ich weiß nur: seit es die Pietisten, die Quäker, die Herrnhuter gibt, sind stille, reinliche, in ihrer Einfachheit und Religiosität liebenswerte Menschen da. Man nannte sie die Stillen im Lande. Still im Lande liegt das Dorf, das Schloß, liegen die alten Wälder. Still im Land muß die Kirche stehen, und sei es durch nichts anderes, so durch die Überlieferung, durch den Glauben der Väter geheiligt. Tausende, ja Millionen von Menschen besitzen kaum ein Erinnerungsstück, kaum ein Erinnern an ihre Vorfahren. Ich hab' ein Wort im Gedächtnis: ‚Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt' — von wem ist es wohl —?"

„Goethe, Iphigenie," schaltete Ute ein.

„Schön, schön. Die Leute sollen an das denken, woraus sie wurden. Sie sollen eine Entwicklung fortsetzen. Dazu stelle ich die Kirche hin. Sie wird manche Revolution überleben —"

Er brach ab, lächelte. „Auch baue ich sehr gern. Flim hat bei seiner Berufswahl einen tiefsten Trieb des Menschen erfaßt: die Bauleidenschaft. Wir sterben einst, aber unser Haus steht."

Oßlar schüttelte das Gespräch ab. „Heute ist Winifreds Abschiedstanz. Zwischen Tee und Abendessen! Seid einmal nicht so

namenlos fleißig, Kinder, fahrt in den Wald, bringt weiße Blüten. Die Hyazinthenfrau schmückt mir dies Zimmer nicht für Winifreds Tanz. Sucht, was ihr findet."

Das war ein fröhlicher Auftrag.

In Oßlars Wohnraum stand dann all die weiße Blütenfülle. Möbel waren beiseite gerückt, um Raum für Winifreds Tanz zu schaffen. Oßlar lag auf der Kautsch, sein Fuß brauchte noch etwas Schonung. Ute reichte den Tee, Flim war dazu ausersehen, den Saiten des alten Tafelklaviers jene Volkslieder zu entlocken, die Winifred tanzen sollte. Winifred und das deutsche Volkslied, wurde dies nicht ein Zerrbild? Aber der Gastgeber wünschte es so.

Die liebe Winifred, so ganz geboren aus den Bezirken des Unnützlichen, die vielleicht immer die Kehrseite eines erhabenen Begriffs, des Unwirklichen sind, bot ihre letzten Kräfte auf, Baron Oßlar zu entflammen. Vielleicht mochte sie denken, die Langeweile, wie sie das Leben in Dorf und Schloß nannte, sei doch ihre mächtige Verbündete. Zuschauer störten sie nicht; denn ihre Erfahrung wußte, welch ein Reiz Zuschauer sein können, eine Heimlichkeit zu suchen.

Winifreds kleiner Hocker kam immer näher an die Kautsch, es wurde natürlich, daß ihre Hände den Liegenden streiften, und ihre kleinen Füße im Seidenschuh vollführten ein Geflüster. In den Augen flimmerte Verheißung, aber es war wohl auch Unbewußtes darin von der Verlassenheit eines kleinen Weibwesens, das nur eine Heimat kennt: das flüchtige Begehren des Mannes.

Er beugte sich ein wenig zu ihr und flüsterte: „Ich habe zwanzig Dollar da in meiner Westentasche. Ich wette um sie: ich errate Ihren früheren Vornamen beim erstenmal." Ihr Lachen war hübsch. Ihre Worte hatten einen kleinen Reiz. „Ich bin schon zwanzig. Wie soll ich da all meine früheren Vornamen noch wissen? Sie sind vergessen, Baron Arnulf. Aber Sie gaben mir noch keinen Namen. Sie geben nur alten Schloßgeistern schöne Worte, wie Hyazinthenfrau und Teerosenhüterin."

Er wollte ihr doch die zwanzig Dollar schenken für ihre Fahrt ins Ungewisse.

„Sie wurden Käte getauft, dies mein' ich," sagte er leise und fürchtete dann, es würde stimmen. Aber ihr Lachen war echt, und ihr Flüstern: „Nein, Betty," mochte es auch sein.

Es kam eine kleine Trübung in das Verhältnis zwischen Klavierspieler und Sängerin. Denn Betty-Winifred fehlte die doch nötige Kenntnis der Worte zu den Liedern, die Flim vorschlug. „Nun, was die Hofsänger in Berlin singen, ist Ihnen doch geläufig," warf Oßlar ein, und nun strahlte sie: „Aus der Jugendzeit,

Bildnis der Gräfin Festetics. Gemälde von Anton Einsle (1801—1871)

aus der Jugendzeit — das ist so etwas von Dorf und Schwalben. Könnte Ute es nicht singen?"

„Wir können sogar einen munteren Zwiegesang machen," gab Flim lachend zur Antwort.

„Und ich bin der ältere Herr dazu, dem das Ständchen gebracht wird," fand Oßlar.

„Gut, der ältere Herr. Also singen wir recht rührend." Flim spielte erst die Melodie. Und Betty-Winifred ging schon in den Rhythmus ein.

An den Jasminzweigen vorüber formte sich ihre Gestalt zu kinderhafter Kühle um.

Der Gesang setzte ein: Utes kleine, aber klare, sehr reine Stimme, Flims Studentenbariton.

Und nun formte Winifred Gebärden, die Oßlar überraschten. Ihre Gestalt, ihre Arme tauchten nieder, als sollten sie aus einem tiefen Brunnen schöpfen — aus der Zeitferne des Einst — — —

Marie Luise war noch in Reisekleidern. Sie suchte nach Frau Wendt und fand sie nicht. In ihrer Mißachtung solcher Wesen, wie sie Winifred darstellte, wollte Frau Wendt nicht da sein, wenn Baron Arn sogar noch ein Fest für die „Schmarotzerin" gab. Frau Wendt war ins Dorf gehinkt, um eines Frühkirschenbaumes willen, der dieses Jahr für Baron Arn tragen sollte.

Marie Luise stieg die Treppe hinauf zu Arnulfs Zimmern. Wie, er ließ sich vorsingen? Sie hörte sehr deutlich:

„Als ich Abschied nahm
War die Welt mir voll so sehr —"

Sie lächelte flüchtig. Arn hatte also seinen Geschmack auf gefühlvolle Lieder behalten. Würde auch die letzte Rose kommen? Die Tür des Vorzimmers war angelehnt. Die Tür zu Arns Wohnraum stand offen, wohl wegen der Wärme.

Marie Luises Schritte waren nie laut. Man hörte sie nicht. Sie kam bis an die Schwelle und überblickte den Raum. Der „gnädige Herr" und eine Tänzerin —

O wirklich, alles wie einst!

Ihr Fuß stockte. Dazu bin ich gekommen? Erst nach ein paar Augenblicken erkannte sie Winifred. Nicht mit Freude. Diese kleine Person, die ihr der Neffe entweder tölpelhaft oder in beträchtlicher Dreistigkeit als Gast gebracht hatte, kam nach dem Abbruch seiner Beziehungen wieder hierher?

Arnulf konnte die näheren Umstände nicht wissen. Marie Luise zauderte sekundenlang, ob sie eintreten oder sich zurückziehen sollte. —

Da traf sie Arnulf Oßlars Blick.

Er warf die leichte Seidendecke ab, sprang auf, ging, noch etwas hinkend, ihr entgegen.

Sein Blick einer unverhüllten und grenzenlosen Freude hob alles hier aus dem Zweifelhaften.

Es gab eine zweite Eingangstür hier zu dem Raum. Und als seien Flim und Ute plötzlich zu Regisseuren geworden, grüßten sie stumm und ohne sich zu nähern; sie bemächtigten sich des Mädchens Winifred —

Schritte klangen, verklangen, und Marie Luise und Arnulf Oßlar waren allein.

„Hat dich die Kirchenruine gerufen, Marie Luise?"

Er nahm ihr Mantel und Hut ab, rückte den Stuhl für sie heran. Und da sie noch schwieg, vielleicht ein wenig benommen von dem heftigen Duft all der weißen Juniblüten, redete er: „Die Kirche wirst du mich wohl neu aufbauen lassen, Marie Luise. Was ich auch sein mag, ich bin doch jetzt der Älteste dieses Familienzweiges — und habe die Kirche wiederherzustellen, so ähnlich, wie sie in anderen Zeiten war —"

Marie Luise hatte vor den Mauerresten auf dem Brandplatz gestanden. Doch ihre Augen hielten das Bild nicht mehr. Ihre Augen sahen nur Arns Gesicht. Und sie verriet sich: „Ich war in Angst um dich. Du wurdest verwundet? Du hast noch einen lahmen Fuß?"

„Du hattest Angst um mich? Oh, sage das noch einmal." Er küßte ihre Hände.

„Ich habe auch Angst um dich gehabt, bedenke doch, so weit von dir. Du hattest mir den Abschied gegeben — konnte ich da telegraphieren oder Fernrufe machen? Nein. Ich mußte so geduldig sein. Oft dauerte es endlos, bis mir jemand Nachricht von dir geben konnte. Nein, nein, nicht die Hyazinthenfrau. Andere Bekannte, die als Maler die Gegend durchstreiften oder sich die Farm besahen. Du lächelst, Marie Luise? Nun, im Sommer 28 waren Treskows lange bei dir. Im Winter 29 hieltest du dir eine musikalische Gesellschafterin. Ostern warst du in Rom —"

Sie hob das schmale Gesicht, in ihren Augen lag ein feuchter Schimmer. Wurde die Welt wieder schön, reich und groß?

Arns Stimme senkte sich. „Du warst jetzt fortgereist, Marie Luise, du wolltest mich nicht wiedersehen. Du hast es mir so bitter verübelt, daß ich mein Vatererbe überschuldet und zuletzt verloren habe. Im Lande lebt das Andenken an einen leichtsinnigen Verschwender. Ja, Marie Luise, ich war auch in manchen Dingen wie kopflos, ich handelte töricht, vielleicht auch hochmütig. Bei mir stand es immer fest, daß ich mein eigener Zeuge bin. Papiere, die mich heute vor jedem Hauch eines Anwurfs bewahren konnten, wurden mir gestohlen. Damals ließ ich den Untermenschen laufen, immer in dem Bewußtsein, ich bin mein eigener Zeuge —"

Sie, die gegangen war, um ihn nicht wiederzusehen, gab dieser Heimkehr keine Maske mehr. Er fragte: „Wirst du es auf dich nehmen, daß ich für die heutige Zeit Unklarheiten hinter mir habe?"

„Ich weiß es nun, Arn, das Schicksal ruft mich zu dir."

Er breitete seine Arme aus. Und ihr Lebenswille flammte hoch.

„Arn, der goldene Leuchter —"

„Ja doch, du —"

*

Marie Luise rief einige Stunden später Ute zu sich in ihr Ankleidezimmer und ließ sich berichten. Ute ergriff die Fahne der Ritterlichkeit für Winifred. Sie sei auf der Reise zu einer Anstellung nach Tegernsee hier vorübergekommen, habe doch guten Tag sagen wollen. Marie Luise soll keinen Ärger haben, hatte Ute beschlossen.

Doch während ihres vorsichtigen Berichtes fiel ihr Marie Luises Zerstreutheit auf. Um Heimkehrende ist oft noch die Ferne. Sie können nicht sofort lebendige Teilnahme an den kleinen Begebenheiten aufbringen, die erzählt werden. Auch bei dem Bericht über den Brand der Kirche blieb Marie Luise seltsam abgekehrt. Sie kam Ute wunderbar schön vor, wie durchleuchtet und von einem neuen Rhythmus erfüllt.

„Soll ich Winifred Lebewohl sagen? Sie reist morgen? Du ißt bitte mit ihr und Flim zu Abend. Ich möchte mit Arnulf sprechen."

Ute fühlte sich umfaßt. „Ach, kleines Mädel. Ihr habt hier die schlimme Brandnacht gehabt. Und nun soll wieder gebaut werden. Da bleiben wir alle zusammen."

Es klang so herzlich und doch so von weitem her.

Pflichtgewohnt ging Marie Luise mit Ute hinunter auf die Diele. Dort warteten Winifred und Flim.

Winifred wußte mit jenem raschen Instinkt, der ihr Werkzeug und Waffe bedeutete, daß ihre Rolle hier ausgespielt. Aber es konnte sein, man brauchte mal wieder ein Unterkommen, und so legte sie Wert auf einen guten Abgang.

Marie Luise wünschte ihr alles Gute, fragte noch nach der Reise, stellte den Wagen zur Verfügung.

‚Junge Menschen,' dachte sie flüchtig, während sie in ihr Wohnzimmer zurückging.

Dort standen Rosen. Vielleicht von Ute rasch geholt? Es waren die Rosen der heimatlichen Gärten — und Marie Luise glitt mit den Händen darüber, streichelte sie mit den Augen und hatte ein Gefühl des Unendlichen am Herzen, als sie, einzeln und gesondert in einer Vase, alte, rosarunde Zentifolien mit dem roten Herzmund fand. Diese waren Rosen von wohl hundertjährigen Sträuchern, und sie hatten auch damals in der Zeit ihrer ersten Liebe zu Arn geblüht, als sie einst mit Arn den goldenen Leuchter ihrer Liebe fand.

Und nun doch! Nun doch.

Es waren nur Minuten, daß Marie Luise am Fenster stand — in die reine Stille des verdämmernden Juniabends blickte — aber in diesen Minuten drängten sich Erleben, Leid und Sehnsucht vieler Jahre zusammen, wie das, was lange in vielen Herzen lebt, endlich ein Lied wird.

Nun doch. Sie hatte sich einst von Arn abgewendet. Alles, was an ihm enttäuscht oder verletzt hatte, wurde zum ehernen Gedächtnismal, Kränkung zur bösen Wunde.

Aber es gibt eine tiefere Verwundung als die Kränkung und die Enttäuschung. Das ist die ewige Sehnsucht nach dem Menschen, der ein einmaliges Gefühl in uns erschaffen konnte. Weil er mit uns war, wie nie ein anderer. Weil zwischen uns beiden ein Drittes wurde, ein Unverletzliches, ein Ewiges: Sie nannte es den goldenen Leuchter, auf dem die weißen Kerzen der unvergeßlichen Entflammung durch die Zeiten brennen. Sie war geflohen vor Arn. Ehe sie ihn wiedersah, hatte sie den kleinen Sohn aufgesucht, der ihr geschenkt und anvertraut war. Um dann zu wissen: nie würde ich mit Arn einen Streit um meines kleinen Sohnes willen haben. Arn, der Zärtliche, der Verschwender, kannte keinen Geiz des Herzens. Ihn schuf das Schicksal, mitzulieben, was schutzbedürftig war.

Dann floh sie ein zweites Mal in die Kühle ererbter und errungener Haltung aus Furcht: wenn ich mich fallen lasse, wenn ich Arns Zauber unterliege, so wird wohl Glück sein. So werde ich wieder Geliebte und Liebende sein.

Aber vor den Türen wartet die Entzauberung. Ich kann es an ihm nicht ertragen, wenn er aus seiner schönen Sorglosigkeit hinabgeht zum Leichtfertigen, aus seiner Liebe zu fremder Tändelei, aus seiner farbigen Geistigkeit zu mir fremden Gedanken. Wenn er — den goldenen Leuchter vergißt.

Und nun doch?

Vor einem Blick, vor einem Lächeln, vor der unwiderstehlichen Gewalt seiner Nähe war all ihre Vernunft geflohen. Sie hob die Arme, als würfe sie die Last vieler Jahre von sich.

Sie hörte Arns Schritt. Er war noch unsicher, unrhythmisch. Sie lief zur Tür. Ihr war, als müßten nun alle Minuten der verlorenen, bangen Jahre eingeholt werden.

Sie taumelte unter seinen Küssen. Die Heimkehr in alte Seligkeiten überflutete sie. Arn bat: „Komm in mein Zimmer. Es ist dort wie damals."

Sie gingen. An der Tür von Frau Wendt blieb Marie Luise stehen, klopfte, sah hinein, sah in das alte Gesicht, über dem Unruhe lag. Und sie schenkte der alten Frau die Vertraulichkeit des Wortes: „Arn bleibt. Arn bleibt wieder in Oßlar." —

Winifred hatte Flim gebeten, den Fahrplan nachzusehen. Er wußte ihn auswendig. Ja, wenn sie denn wollte, so konnte er bei einem Münchener Hotel gerade noch vor Postschluß anrufen, und sie kam gegen Mitternacht an.

Raucherabteil zweiter Klasse, neue Bekanntschaft, vielleicht morgen ein lebensprühender Tag in München schwebte ihr vor. Vielleicht würde sich mehr für sie ereignen. Vielleicht mußte sie auch nie wieder hierherkommen. Vielleicht genügte ein Brief, wenn sie wieder in Not war.

Flim und Ute fuhren Winifred zur Bahn. Sie fabelte noch ein wenig von kleinen Mißverständnissen mit Werner, ihrem Verlobten, von der späteren Reise zu ihm.

Und dann flatterte sie über den Bahnsteig, winkte aus dem Zug und fuhr hinaus in ihr ungewisses Schicksal.

„Ich bin ihr Dank schuldig," sagte Flim auf dem Rückweg zum Auto. „Ohne ihr munteres Dazwischenkommen hätte ich gewiß noch lange —"

Er drückte heftig Utes Arm.

Der Stationsvorsteher kam heran. Er trug Schnurrbart und Kneifer so, wie es in seiner Jugend elegant gewesen war. Er fragte, ob denn über den Brandstifter noch gar nichts ermittelt sei. Flim mußte zugeben, trotz aller Bemühungen, nein.

„Aber der Herr Baron muß doch wissen, daß ein Mensch, den er früher mal ins Schloß aufnahm und dann später kurzerhand wegschickte, neuerlich wieder hier gesehen wird. Ein Aufhetzer, ein gewisser Konz."

Flim war das Gespräch nicht ganz lieb. Er sagte, daß er von jenen alten Zeiten nichts wisse. Ute war neugierig geworden und befragte ihn, während sie langsam durch die Sommernacht glitten. Flim mußte antworten, der Brandstifter habe sich gut gedeckt und besitze vermutlich keinen Mitwisser, auf dessen Treulosigkeit gegen den Auftraggeber man hoffen dürfe. Dieser Konz, aller Wege und Verstecke hier kundig, konnte es in eigener Person ausgeführt haben: der Wagen, am Gehölzrand geborgen, ein Fußweg von zweimal zehn Minuten, ein Rucksack mit einfachen Feueranzündern und genaue Ortskenntnis, das genügte. Überschuhe und Handschuhe, die man getragen, werden nach hundert Kilometern Fahrt einem Gewässer anvertraut.

„Aber es wäre doch zu ermitteln, ob dieser Konz in der Nacht fortgefahren war."

Gewiß. Konz war in den Tagen mit seinem Auto fortgewesen. Und zwar bei Bekannten an der böhmischen Grenze. Flim gab scharfe Fahrt und nahm die Straße zur Hochebene.

Und dann saßen sie im warmen Gras unter den Sternen der Juninacht. Feierlich gestimmt von der großen, reinen Stille und im kostbaren Gefühl ihrer Menschenfreiheit.

„Auf einem solchen Hügel baust du das erste steinerne Zeichen: die Heimkehr der Arbeit.

Es ist unser Gedanke, Flim. Es wird deine Verwirklichung sein. Wir bekommen den Platz, Marie Luise gibt die Steine, wir schaffen den Entwurf. Es müssen sich Wege kreuzen an dem Platz, daß die Menschen ihn leicht erreichen können."

Er küßte ihr die Worte fort, zog ihre schmale, leichte Gestalt ganz nahe zu sich heran.

Wie gut ist es, den Lebenskameraden zu haben.

Wie gut ist es, nicht allein zu sein, wenn die Sterne so groß und feierlich über blühendem Land stehen, wußte Ute.

Anderer Tag. Flim war unten in der uralten Krypta der Kirche, hatte Werkleute bei sich, freute sich, wie wohlerhalten man überall die Fundamente traf. Wann wohl der Baron wieder herüberkommen konnte?

Heute sicher noch nicht. Und so machte Flim einen kleinen Ausflug in die Fuchsfarm.

„Du wirst mir nicht länger als diesen Sommer Füchse füttern," lachte er Ute zu.

„Sei ein bißchen vorsichtig. Unsere Gebieterin wird doch kommen, sie ist sonst immer um diese Zeit da."

Aber Marie Luise erschien nicht. Auch zu Tisch blieben Flim und Ute allein.

Ein sonderbar eifriges Gehen im Hause fiel ihnen auf. Sie besuchten Frau Wendt und fanden sie sehr unzugänglich. Sie hatte kein inneres Wohlwollen für die jungen Leute, sie konnte kaum ein paar Worte finden, ihre Gedanken waren anderswo.

„Sag' ich es ihr nun von Flim?" überlegte Ute, als sie dann zu Marie Luise gerufen wurde.

Sie sah zu ihrem Erstaunen das Zimmer voll Koffer. Nicht halb ausgepackte, nein, reisefertige Koffer.

Flim aber, zu Oßlar bestellt, bekam eine Fülle von Aufträgen. Einer seiner Entwürfe für den Kirchenneubau lag da.

„Machen Sie die Eingabe beim Bauamt, lassen Sie Steine zurichten. Mitte Juli soll dann die Grundsteinlegung sein. Meine Bank schickt Ihnen jede Woche die Lohngelder. Am Keltengrab soll vorerst nicht weitergearbeitet werden, Sie übernehmen meine Leute von dort in den Steinbruch. Sie sehen mal zu, daß meine Ausgrabung nicht gestört wird. Der Bock, den ich dort am ersten August schießen will, darf mir nicht vergrämt werden. Die Eingänge über die Nachforschungen wegen des Brandes —"

So ging es weiter. Flim saß wie ein Beladener da.

„Gehen Sie denn fort, Baron Oßlar?"

Oßlar kritzelte mit dem Füllfederhalter in einem Scheckbuch, löschte das Blatt ab, reichte es Flim: „Honorar für den Entwurf."

Das blonde Gesicht überzog Rot. Es war ein nobler Scheck.

„Ja, mein Lieber, ich reise. In einer halben Stunde mit dem Wagen zum Fern-D. Will den Fuß in Berlin behandeln lassen. Die Baronin fährt mit, zu ihrem Onkel bei Brandenburg an der Havel. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Flim, daß Sie hier auch die kleine Ute beschützen sollen. Haben Sie Aussicht, in absehbarer Zeit heiraten zu können?"

„Im Herbst, das heißt, zum ersten Dezember werde ich eine Stellung erhalten."

„Gut, gut. Sonst — aber lassen wir das, ich bin ja da. Nicht lange hinhalten das Mädel. Keine Dummheiten machen. Aber das versteht sich von selbst."

Sonderbares Haus. In all die geschlossene Stille hinein fluteten Wellen der Bewegtheit.

Ute begriff noch nicht dieses Durchleuchtete an Marie Luise. Sie verstand nicht, warum Marie Luise, von der sie wußte, sie hatte jahrelang hier fast ohne Unterbrechung die Gutsleitung verkörpert, nun nach kaum einem vollen Tage Aufenthalt schon wieder wegfuhr.

„Du hast Flim lieb," hörte sie, fühlte sich umarmt. „Du kannst ihm vertrauen, ich kann euch vertrauen — in allem. Da ist die Hyazinthenfrau, auch der Pastor, wenn ihr mal allein nicht zurechtkommt —"

Ute, ein wenig verlegen und doch auch im Drang zu einer Aussprache, wollte anfangen zu erklären.

Aber sie merkte, die sonst so Gütige hörte kaum zu. Es mußte etwas über sie gekommen sein, das sich ihrer ganz bemächtigt hatte. Marie Luises Gesicht trug die Holdheit erster Jugend, — und doch jenen unnachahmlichen Reiz der Frauen, die durch viel Schicksal gegangen sind.

„Und Baron Oßlar?" fragte Ute.

Marie Luises Hand strich über Utes Haar, und dann beugte sich Marie Luise zu der Kleinen hinüber und küßte sie. Vielleicht war jetzt sie die Wissende.

„Ich fahre auf das Gut meiner Großeltern, in Mamas alte Heimat. Arnulf kommt mit. Ich werde noch einmal jung, kleine Ute. Aber nicht wie du. Wir haben eine andere Jugend gehabt. Und haben ein anderes Heute." (Fortsetzung des Romans folgt)

Bückeburg in Deutschland voran!

Oben: Ansicht der Insel Wilhelmstein im Steinhuder Meer. — Unten: Die Festung Wilhelmstein des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe

Das Steinhuder Meer zählt nicht zu den beliebten Reisezielen Deutschlands, aber ebenso gewiß zu seinen größten Merkwürdigkeiten. Wer das ziemlich regelmäßige Eirund des Sees umwandern will, braucht mindestens sechs Stunden für einen Marsch durch Moore, Wiesen, Sümpfe, bewaldete Brüche, die dem Ufer zu ungangbar sind. Nur an zwei Stellen sind die Ufer hoch und trocken und zum Anbau geeignet. Die Nordseite des Sees mit Mardorf gehört zu Hannover, das Südufer mit dem Ort, der dem See oder Meer den Namen gegeben hat, ist bückeburgisch, und ein Landesherr dieses Kleinstaats war es, der hier mitten im Wasser eine Festung gebaut hat.

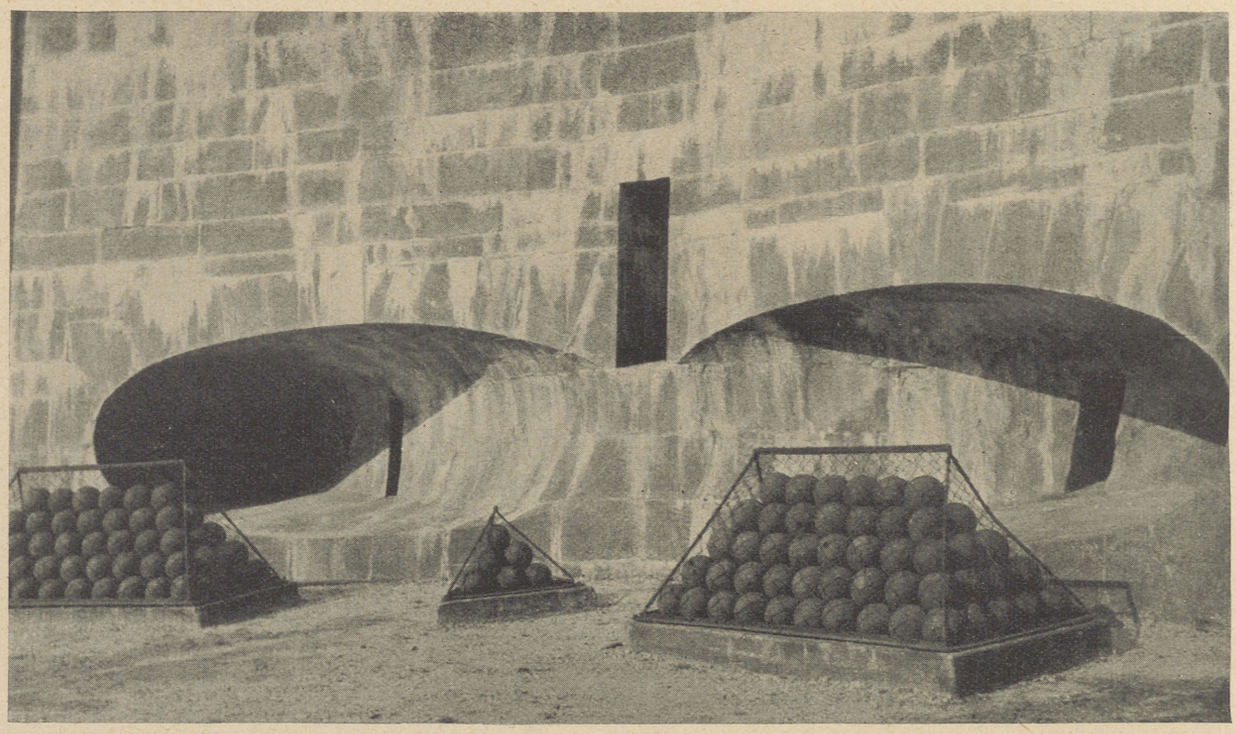
Man denkt zunächst: dieser Wilhelmstein ist nichts als eine Spielerei. Da hat ein kleiner Serenissimus aus dem Rokoko der Abwechslung halber einmal nicht nach Versailles, sondern nach Potsdam geblickt und sein Geld statt für Komödianten für Soldaten ausgegeben. Aber dann fassen wir den Regierenden Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe fester ins Auge und entdecken, daß er in Taten und Plänen größer war als sein Land. Er hat im Bayrischen Erbfolgekriege wie im Siebenjährigen mit hohen Ehren gegen die Franzosen gefochten und ist als portugiesischer Generalfeldmarschall 1763 der Retter dieses Landes im Kampf gegen Spanien geworden. Als ihn die feindlichen Spanier zuerst sahen, verlachten sie ihn. Der hagere und feierliche Mann sah aus wie Don Quixote. Er hatte etwas von dem irrenden Ritter, der

Der Eingang zur Festung mit der Tafel zum Gedächtnis ihres Erbauers

allen Schlägen zum Trotz ins Land der Träume reitet. Aber ihm fehlten nicht der Blick für die Wirklichkeit und die Kraft, sie nach seinem Sinn zu gestalten und zu wandeln.

Er war Soldat und bewunderte die Armee des großen Königs. Allein er war ein sehr kleiner Reichsfürst. Wohl führte er mit Stolz seinen Degen für den Kaiser oder für die Könige von England oder Portugal. Jedoch empfand er tiefer die Verpflichtung gegen das Land, das ihm durch Gottes Gnade anvertraut war, und es wurde unter seiner Pflege zu einem der bestverwalteten im Reich. Er kannte den Krieg und wußte, wie leicht der sorgsam aufgebaute Wohlstand gefährdet ist. In aller Welt war der Schutz des Staates geworbenen Truppen anvertraut; auch in Preußen, wo bestimmte Schichten der Bevölkerung zum Dienst verpflichtet waren, bestand der größere Teil der Armee aus fremden Söldnern. Selbst Friedrich II. erblickte darin einen Fortschritt. „Jetzt wenden sich," so schrieb er, „wenn die Trompete ertönt, weder der Ackersmann noch der Fabrikant noch der Gelehrte von ihrer Arbeit ab; sie fahren ruhig fort, sich in geregelter Weise zu beschäftigen, indem sie den Verteidigern des Vaterlandes überlassen, es zu rächen." Anders Graf Wilhelm. Dieser Rokokoprinz, der französisch sprach und schrieb, erinnerte sich als erster, daß Waffendienst, bis zurück in Hermanns und Wittekinds Zeiten Pflicht und Ehre jedes deutschen Mannes gewesen wäre. Klar genug, um den Krieg als eine Notwendigkeit zu erkennen, sah er den Verteidigungskrieg allein als sittlich an. Dieser aber dürfe nicht von Stellvertretern, wie er die Söldner nannte, geführt werden, sondern von der gesammelten Kraft der Nation. Vor der Kunst des Kriegshandwerks hatte dieser gelehrteste Offizier seiner Zeit eine zu hohe Achtung, als daß er sich eingebildet hätte, Berufssoldaten mit unausgebildeten Massen schlagen oder auch nur aufhalten zu können. Er wollte vielmehr die Bürger befähigen, Wesentliches zu leisten, und zwar dadurch, daß jeder eine militärische Ausbildung genoß.

Zu diesem Zweck erneuerte er in seiner Grafschaft ein altes Gesetz, das die allgemeine Wehrpflicht befahl. Er stellte ein Infanterie-Regiment von 800, im Kriege 1000, ein Artilleriekorps von 300, eine Schwadron von 50 Mann auf. Jeder waffenfähige junge Mann mußte sechs Jahre dienen und sich danach, in einer Art Landwehr, zu Übungen an den Sonntagen der drei Frühlings- und drei Herbstmonate bereithalten. Er wurde auch bei den Übungen gut besoldet und verpflegt und stand unter den Kriegsartikeln.



Hinter den Mauern der Festung Wilhelmstein. Aufnahmen Zacke, Berlin

In den Augen Wilhelms war dieser Dienst der Landeskinder, für die fortan keine fremde Werbetrommel mehr gerührt werden durfte, mehr als eine Schule der Waffentüchtigkeit und der Vaterlandsliebe. „Der Landmann," so meinte der Graf, „der einige Jahre unter den Waffen seines Fürsten gedient hat, kehrt in sein Dorf zurück, mit Gefühl von Ehre und Ordnung und mit tausend nützlichen Kenntnissen, die ihm auch äußere Vorteile verschaffen." Der Segen, den der gemeinsame Dienst am Vaterland jedem treuen Kameraden schenkt, ist hier ausgesprochen.

Als der Graf die Festung Wilhelmstein auf einer künstlichen Insel des Steinhuder Meeres 1761 zu bauen begann, folgte er nicht einer fürstlichen Laune. Er schuf Arbeit für viele Landeskinder und errichtete mehr als das Muster einer zu ihrer Zeit für unüberwindlich gehaltenen Feste. Hier gründete er die Militärschule für seine Armee, eine Musteranstalt, die ohne Ansehen der Herkunft und Vorbildung einzig der Begabung Einlaß gewährte. Hier hat Scharnhorst, Bauernjunge aus Bordenau in Hannover, von 1773—77 Unterricht genossen, der genialste Zögling der Schule. Hier ist dem Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen der große deutsche Gedanke des Volkes in Waffen zum erstenmal entgegengetreten, in sehr kleinen Verhältnissen freilich, aber der Mann, der ihn gefaßt und durchgeführt hatte und nicht bloß den Offizier, sondern auch den Mann auf Ehre verpflichtete, ist ihm zu allen Zeiten ehrwürdig geblieben. Der Gedanke des Grafen Wilhelm hat nicht sofort in Scharnhorst gezündet. Die Feldzüge gegen die junge französische Republik, an denen er als hannoverscher Offizier rühmlich Anteil nahm, erschütterten in ihm den Glauben an die Vorzüge des stehenden Heeres nicht; es sollte nur verbessert werden. Aber je offenbarer das alte Europa und mit ihm Preußen vor der Wucht neuer, revolutionärer Kräfte Frankreichs in die Verteidigung gedrängt wurde, um so klarer erkannte Scharnhorst, wie vorausschauend der Bückeburger Graf gedacht und gehandelt hatte, und fast mit den Worten seines Lehrers spricht er bereits 1805: „Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensivkrieg gegen ein Größeres, welches den Unterjochungskrieg führt." Nach dem Tilsiter Frieden von 1807 wurde es ihm vollends klar, daß jeder Stand und jede Landschaft durch die Schule des Waffendienstes gehen und an der allgemeinen Wehrpflicht teilnehmen müßte. Er wurde zum Waffenschmied der Befreiung Preußens, bis er vorzeitig bei Großgörschen die Wunde erhielt, an der er am 28. Juni 1813 starb.

Auch er war wie sein Meister ein gelehrter Offizier, und seine schneidigen Kameraden zuckten die Achseln über ihn, wie die Spanier den Grafen Wilhelm als Don Quixote belächelten. Aber aus Scharnhorsts Schule gingen Gneisenau und Clausewitz so gut wie Moltke und Schlieffen hervor, und seine Akademie für Offiziere war nach dem Vorbild der Schule auf der Festung im Steinhuder Meer geschaffen. Von dieser Festung spottete der Witz, sie sei erbaut, um den Kronschatz des Bückeburger Landes zu hüten. Sie hatte eine erhabenere Aufgabe. Wohl hatte sie Graf Wilhelm nach allen Regeln der Kunst ausgestattet, bombensicher das Ganze, eine Sternschanze mit 16 Außenwerken und ringsum Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Geschütze und woran nur ein gelehrter Festungsartillerist des Rokokos seine Freude haben konnte. Es ging dem Grafen nicht um die Schätze von Schaumburg-Lippe, sondern er wollte ein Vorbild aufrichten für das große Vaterland, und so ging Bückeburg in Deutschland voran: wenn jeder Fürst, groß oder klein, so meinte Graf Wilhelm, nach seiner Kraft und in seinem Gebiet die von der Natur dargebotenen Plätze benutzte, um sie unangreifbar zu machen wie den Wilhelmstein im Steinhuder Meer, dann müßte das ganze Reich zu einer einzigen, uneinnehmbaren Festung werden, verteidigt durch das Ehrgefühl und den Opfermut des ganzen Volkes. Als der Graf 1777 starb, hatte sein Nachfolger keinen Sinn für diese Marotte seines durchlauchtigen Vorgängers, und es schien, als wenn sie ohne Folge bleiben würde. Wir wissen es besser, denn wir wissen von Scharnhorst. Und wenn unser Volk heute wiederum danach ringt, wehrhaft zu sein, um sich verteidigen zu können, so folgt es Gedanken, die als erster ein etwas sonderbarer Herr in der Enge eines Zwergstaats gefaßt und praktisch erprobt hat und für die der Wilhelmstein im Steinhuder Meer ein Zeuge ist. Man erzählt sich, Scharnhorst habe hier heimlich gegen Napoleon gerüstet und exerziert. Das stimmt nicht, denn er hat seit seinem Abschied von Hannover die Festung nicht wieder betreten. Dennoch hat die Sage recht: auf dem Wilhelmstein in Bückeburg wurden in Scharnhorst die Gedanken erweckt, die Napoleons Sturz und Preußens Freiheit bewirken sollten.

Dr. Paul Weiglin

Der leitende Hotelangestellte. Von Dr. R. Malteur

Der Nachwuchs für das Hotelgewerbe beginnt seinen Werdegang mit der Lehrzeit. Es ist von vornherein darauf zu achten, daß man als Lehrling und nicht nur als Volontär eingestellt wird. Die Berufsauffassung des Lehrlings und die ihm gegenüber bestehenden Verpflichtungen seitens des Lehrherrn sind auf die Ausbildung von viel günstigerem Einfluß als die unverbindliche Beschäftigung als Volontär. Hinzu kommt, daß im Rahmen des ständischen Aufbaues für die Zukunft im Berufsleben von dem Bestehen einer Lehrzeit manches abhängig sein wird. In den meisten Fällen wird dem Lehrling nur die Wahl zwischen einer Lehrstelle in der Bedienung oder in der Küche offenstehen. Selten wird sich Gelegenheit bieten, als Lehrling in die kaufmännische Abteilung eines Hotels einzutreten. Durch eine Lehre als Kellner oder Koch ist die Grundlage für eine aufsteigende Laufbahn breiter. Wohl stellt eine solche Lehre hohe Anforderungen an den jungen Menschen. Er lernt aber hierbei einen Zweig des Faches gründlich. Als Kellnerlehrling ist er mit den Gästen des Hauses in ständiger Fühlung, als Koch lernt er den Verpflegungsbetrieb von Grund auf. Die Ausbildung über die kaufmännische Abteilung hält ihn von dem eigentlichen Leben des Betriebes fern. Sie kommt auch mehr für weibliche Bewerber in Betracht, denen aber die Lehre in der Küche ebenfalls offensteht. Die Lehrzeit umfaßt in der Regel drei Jahre.

Wer eine Höhere Schule besucht hat und dadurch Vorkenntnisse in einer Fremdsprache besitzt, ist für die spätere Weiterbildung wesentlich begünstigt, denn die Kenntnis von Fremdsprachen ist für den Aufstieg unerläßlich.

Der Bewerber muß widerstandsfähig und vollkommen gesund sein. Neben den gesundheitlichen Anforderungen kommt es auch auf die äußere Erscheinung, auf gutes Augenlicht (kein Augenglas) und gutes Gehör an. Der Bewerber soll ein angenehmes Wesen haben, seine Erscheinung freundlich und seine Gestalt mindestens mittelgroß sein.

Von dem Lebensalter, das bei Beendigung der Lehrzeit erreicht wird, hängt der Entschluß über die Frage der Weiterbildung ab. Um in eine gehobene Stellung einrücken zu können, hat die Weiterbildung auf dem Gebiete der Fremdsprachen und der Betriebsführung zu erfolgen. Sie wird im Alter von etwa 20 Jahren einsetzen. Zur Weiterbildung in Fremdsprachen wird gewöhnlich Stellung im Ausland gesucht. Bei dieser Gelegenheit lernt der Angestellte das Wesen des Ausländers, Betriebsführung und Betriebseinrichtungen des Auslandes kennen. Im allgemeinen ist gegenwärtig die Möglichkeit, im Ausland Beschäftigung zu erlangen, davon abhängig, daß ein ausländischer Angestellter gegen den deutschen Bewerber im Tausch im Inland eingestellt wird.

Ebenso bedeutsam wie die Ausbildung in Fremdsprachen, ist die Ausbildung in der Betriebsführung. Ein Hotel ist Großverbraucher aller Erzeugnisse, die im Kleinen auch im Haushalt gebraucht werden. Die Einstellung auf die ständig wechselnden Anforderungen der Gäste, die erforderlichen Kenntnisse im Verkehrswesen, die Benutzung der neuesten technischen Hilfsmittel, die Leitung dieses Hauswesens mit seiner großen Zahl von Angestellten, alles dies gibt nur einen Ausschnitt aus dem Aufgabenbereich der Betriebsführung, die eine gediegene kaufmännische Ausbildung erfordert. Auch das Hotel bedarf heute einer genauen Selbstkostenrechnung, eingehender Überwachung und Kostenrechnung für die einzelnen Betriebsabteilungen: Beherbergungsbetrieb, Verpflegungsbetrieb, Hilfs- und Nebenbetriebe.

Die Ausbildung in dieser Richtung haben sich die Hotelfachschulen zum Ziele gesetzt. In Deutschland besteht nur eine staatliche Höhere Hotelfachschule. Sie vermittelt neben der fachlichen

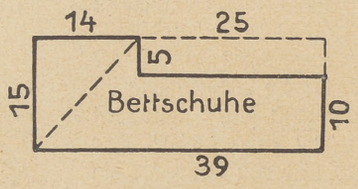
Ausbildung auch die Allgemeinbildung, Fremdsprachen und Leibesübungen. Ihr Lehrgang ist einjährig und schließt mit einer Prüfung ab. Außerdem gibt es mehrere private Hotelfachschulen, die auch kürzere Lehrgänge abhalten. Die Besucher dieser Hotelfachschulen finden je nach Eignung Beschäftigung im Empfang, Büro, in der Kontrolle, insbesondere Küchenkontrolle, als Geschäftsführer oder in anderen gehobenen Stellungen. Auch für weibliche Angestellte bietet sich die Möglichkeit, gehobene oder leitende Stellungen im Hotelgewerbe zu erlangen. In der Buchhaltung, Selbstkostenrechnung, Kontrolle, als Etagengouvernante werden sie eingestellt. Hotels, die von Aktiengesellschaften betrieben werden und daher der Frau des Inhabers entbehren, bieten gut ausgebildeten weiblichen Angestellten noch weitere Aufstiegsmöglichkeiten.

Die Kosten der Ausbildung verteilen sich auf die Lehrzeit und den Umfang der Weiterbildung. Die Bestimmungen für die Vergütung während der Lehrzeit sind nicht einheitlich. Im allgemeinen wird freie Kost und Wohnung gewährt und eine tarifmäßige Barvergütung bezahlt. Zu beachten ist aber, daß auch schon der Lehrling Aufwendungen für Berufskleidung und Wäsche hat. Die Kosten des späteren Schulbesuches erstrecken sich auf Wohnung, Verpflegung, Kleidung, Schulgeld und Ausgabe für Lehrmittel. Sie richten sich nach der Dauer der Schulzeit und nach den persönlichen Ansprüchen des Schülers. An der staatlichen Höheren Hotelfachschule sind die Gesamtkosten für den einjährigen Schulbesuch auf etwa 1500 Mark zu veranschlagen.

Die Berufsaussichten sind durch die gegenwärtige Wirtschaftslage, die das von ihnen abhängige Gaststättengewerbe stark berührt hat, beeinflußt. Der Schulentlassene muß daher in der Gegenwart zunächst oft mit einer Stelle zufrieden sein, bei der ihm neben freier Wohnung und Verpflegung eine Barvergütung von etwa 50 Mark gewährt wird. Es hat sich aber noch immer der Fähige durchgesetzt. Berufsrat des Daheim

Zwei gehäkelte Bettjäckchen

Abkürzungen: M. = Masche. L. = Luftmasche. St. = Stäbchen. i. W. = im Wechsel



Material: 210 Gramm seegrün (Farb-Nr. 3505), 55 Gramm rosa (Farb-Nr. 2577) zweifach Schwanen-Fichuwolle, Häkelnadel Nr. $2^1/_2$.

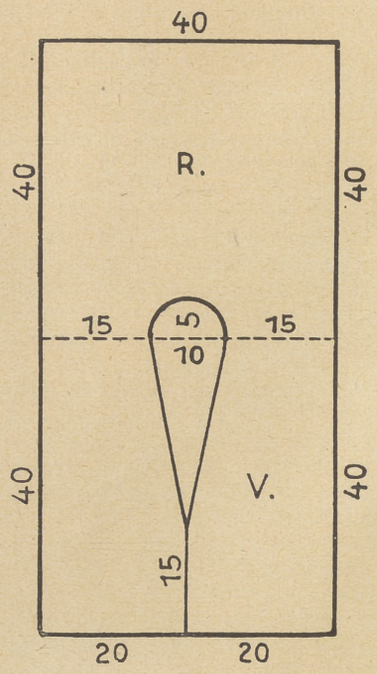
Zum Jäckchen häkelt man nach Schnitt und beginnt am unteren Rand des Rückenteiles. Zunächst wird eine Luftmaschenkette in der Länge des unteren Rückenteiles gehäkelt. In der dann folgenden hingehenden Reihe in die 3. und 4. L. 1 St. Die 5. L. bleibt liegen. In die 6. L. 1 feste M. Es folgen 2 L. und 2 St., dann 1 M. liegenlassen, in die folgende wieder 1 feste M. häkeln. In der zurückgehenden Reihe werden auf die feste M. der Vorreihe 2 L. gehäkelt, dann bleiben 2 St. liegen. In die folgenden beiden L. der Vorreihe häkelt man 1 feste M., 2 L., 2 St. Dann bleiben die feste M. und 2 St. der Vorreihe liegen und in die beiden folgenden L. der Vorreihe werden wieder 1 feste M., 2 L. und 2 St. gehäkelt.

Sind die Teile nach Schnitt fertig, so wird im gleichen Muster ein etwa 2 Meter langer Streifen für die Umrandung des Jäckchens und ein weiterer von 35 Zentimeter Länge für die Ärmelbündchen hergestellt. Diese bestehen aus je 3 hin- und hergehenden Reihen. Die erste hin- und hergehende Reihe wird in grün, die zweite in rosa und die dritte wieder in grün gehäkelt.

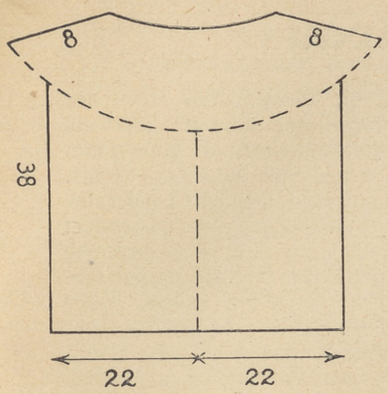
Beim Verarbeiten der Streifen, die natürlich auch andersfarbig sein können, ist zu beachten, daß sie an den Ecken etwas eingekräuselt werden müssen.

Dann folgen unsere Bettschuhe. Man beginnt an der Spitze und schlägt 6 L. auf. Dann folgen 2 feste M. In die nächste L. 3 feste M. und in die beiden folgenden L. je eine feste M. Jetzt in hin- und hergehenden Reihen jedesmal in die vordere Mitte 3 feste M. Das setzt man fort, bis das Teil 15 × 14 Zentimeter mißt. Dann häkelt man an der rechten Seite weiter. Diesmal aber nur 19 Zentimeter hoch und 25 Zentimeter lang. Dieses angehäkelte Teil wird an der linken Seite des zuerst gearbeiteten Quadrates befestigt. Die oben freistehende Spitze des Quadrates knickt man nach außen um und verziert mit einer Quaste oder Blume. Den Umschlag häkelt man im Maschenmuster, abwechselnd seegrün und rosa. Um die 30 L., die für die Sohle aufgeschlagen werden, sind 3 Runden St. zu häkeln.

Bettjäckchen und Bettschuhe in Fichuwolle. Modell Tittel & Krüger, Leipzig



Schnitt zu nebenstehendem Jäckchen



Schnitt zu nebenstehendem Jäckchen, dessen Modell den Ildo-Werkstätten, Berlin-Schlachtensee, entstammt. Aufnahme: Eläre Sonderhoff, Charlottenburg

Material: 125 Gramm maisfarbene und 25 Gramm weiße N.W.K.-Babywolle, Hornhäkelhaken, Marke Imra, Nr. 3.

Man beginnt am oberen Rand der runden Passe mit 90 L. maisfarben und häkelt darüber St., etwa 2 Zentimeter langgezogen. Man arbeitet in jede 2. L. 2 St., so daß man in der Reihe 120 St. bekommt. Darüber eine Reihe weiße St., in jedes 4. St. 2 St. Dann eine Reihe St. maisfarben, in jedes 5. St. 2 St. Nun immer i. W. eine Reihe weiß und eine Reihe maisfarben. Man nimmt weiter zu, und zwar immer gleichmäßig in jedes 6. St. 2 St. Dann in jedes 7. St. 2 St. usw. Nach 7 Reihen ist die Passe beendet, und man häkelt mit einer Reihe festen M. in weiß ab. Man arbeitet nun ganz mit maisfarbener Wolle weiter. 1. Reihe: In die erste M. der unteren Reihe kommen 2, durch eine L. getrennte St. (immer die St. etwa $1^1/_2$ Zentimeter langziehen). In die 3. M. kommt 1 St. Dann immer i. W. 1 Doppelst., getrennt durch 1 L. und 1 St., 1 M. der unteren Reihe wird immer übergangen. In den folgenden Reihen trifft das durch 1 L. getrennte Doppelst. in die L. des Doppelst., und man umfaßt mit dem einen St. das untenliegende St. von rechts nach links. Man teilt in der 2. Reihe das Rückenteil und die beiden Vorderteile. Für das Rückenteil nimmt man die mittelsten 21 Doppelst. und die dazwischenliegenden einzelnen St. und häkelt darüber 7 Reihen. Dann häkelt man für jedes Vorderteil über die ersten bzw. letzten 11 Doppelst. und die dazwischenliegenden einzelnen St. auch 7 Reihen. Von der 8. Reihe ab häkelt man nun wieder über die ganze Breite, die beiden Vorderteile und das Rückenteil zusammenhängend. Im ganzen häkelt man nun noch 12 Reihen. Dann häkelt man die Ärmel ein, die man in der Runde arbeitet. Man häkelt in der Runde 20 Doppelst., getrennt durch eine L., und dazwischen die einzelnen St. Für jeden Ärmel 20 Runden. Dann umhäkelt man den unteren Ärmelrand mit einer Runde f. M. in weiß und häkelt mit einer Rüsche ab, die aus ganz langgezogenen St. besteht. Die St. sind etwa 4 Zentimeter lang. Man arbeitet immer in eine untere M. ein St., dann in die 3. untere M. 5 St., die durch eine L. getrennt sind. Dann umhäkelt man die Jacke ringsherum mit derselben Rüsche, erst eine Runde f. M. in weiß, dann langgezogene St. in maisfarben. Durch den oberen Passenrand zieht man eine Schnur, die man aus 2 Fäden weißer und 2 Fäden maisfarbener Wolle häkelt. An den Enden dieser Schnur befestigt man kleine Quasten aus maisfarbener und weißer Wolle, arbeitet dann noch eine gleiche, aber sehr viel längere Schnur und zieht sie in verlängerter Gürtellinie durch die Jacke. — Die Farben können auch anders gewählt werden, jedoch gebe man den Pastelltönen den Vorzug. Will man das Jäckchen einfarbig häkeln, so empfiehlt sich ein zartes Rosa oder Hellblau. Zu dem zweiten Jäckchen lassen sich Bettschuhe nach der Anweisung auf Seite 12 anfertigen, sie können auch in N.W.K.-Wolle gearbeitet werden.

Bettjäckchen sind stets willkommen, sie sind daher die gegebenen Weihnachtsgeschenke. Beide Jäckchen arbeiten sich verhältnismäßig flott; das erste ist leichter herzustellen, aber auch das zweite wird der etwas geübten Leserin keine sonderlichen Schwierigkeiten bereiten; sie muß hier mit etwas mehr Zeit rechnen, dafür stellt sich die Arbeit billiger, weil weniger Wolle erforderlich ist.

Es riecht nach Weihnachten und Marzipan

Im Hause muß es jetzt beginnen, nach Weihnachten zu riechen; leise und langsam muß diese holdselige Stimmung aufkommen. In aller Heimlichkeit verbrennen wir ein Stückchen Tanne im Wohnzimmer und freuen uns, wie es knistert und knackt. „Es riecht nach Weihnachten!" Auch aus der Küche strömen Festdüfte. Wir backen Marzipan. Nach altbewährtem Rezept nehmen wir 1 Pfund Mandeln, 1 Pfund Puderzucker und 4—5 Eßlöffel Rosenwasser als Grundstoffe. Die Mandeln brühen wir, damit sie sich leicht abschälen lassen, und trocknen sie an warmer Stelle, mahlen sie durch die Mandelmühle und vermischen sie mit Puderzucker, der vorher mit der Küchenmangel gewalzt und danach durchgesiebt worden ist. Mandeln und Zucker kneten wir mit dem Rosenwasser zu einem festen Kloß, der über Nacht kalt liegen muß. Aus dieser Masse lassen sich die leckeren Marzipankartoffeln bereiten, die in Schokolade oder Kakaopulver gewälzt und dann mit einem Messer eingekerbt werden. Wir können die Masse aber auch zu einer zentimeterdicken Teigplatte auswalzen und aus dieser lustige Herzen, Kringel usw. ausstechen, die wir auf ein mit reinem Bienenwachs oder Butter gefettetes Blech legen. Wir geben ihnen nur mit Oberhitze eine ganz leichte Bräune; das Marzipan bräunt bei seinem hohen Zuckergehalt sehr schnell. Der erste Festduft ist da.

Oder wir backen das süßere und bei vielen beliebtere Königsberger Marzipan. Der Vorgang und die Grundstoffe sind bis zum obengenannten festen Kloß die gleichen. Wir lassen den Kloß aber nur zwei bis drei Stunden liegen und rollen ihn dann zu einer 2—3 Zentimeter dicken Platte auf einem mit Puderzucker bestreuten Brett aus. Jetzt stechen wir etwa handgroße Herzen oder runde Torten aus und setzen auf diese einen hübsch gekerbten halbzentimeterhohen Rand, der gut mit Rosenwasser angefeuchtet sein muß, damit er anklebt. Dann legen wir die Herzen und Torten auf ein gefettetes Blech und lassen sie leicht im nur lauwarmen Ofen trocknen. Inzwischen rühren wir ½—¾ Pfund Puderzucker mit 2—3 Eßlöffel Rosenwasser eine halbe Stunde lang, gießen diese Masse in die Marzipanherzen bis zum Rande und lassen den Zucker an einem warmen Ort, etwa im ausgekühlten Ofen, fest werden. Dann belegen wir Herzen und Torten mit feinen kandierten oder eingemachten Früchten.

Viele lieben Marzipanbällchen oder Marzipanbrote, die ganz in Schokolade gehüllt sind. Den Schokoladenguß fertigen wir wie folgt: 200 Gramm gute Schokolade lassen wir im Wasserbade zerfließen. 100 Gramm mit Wasser angefeuchteten Zucker kochen wir bis zum Spinnen, d. h. bis sich ein Zuckertropfen zwischen 2 Stäbchen zu einem Faden zieht. Schokolade und Zucker verrühren wir dann gut miteinander und tauchen die Bällchen oder Brote, auf Holzstäbchen gespießt, in den lauwarmen Sud, der fest anhaftet. Zum Trocknen setzen wir die Masse auf ein mit zart gefettetem Papier belegtes Blech. Ursula Nienhaus

Meister Hornung und die Kinder. Erzählung von Heinz Steguweit

Da es Sommer war, arbeitete er bei offenem Fenster, und da er bei offenem Fenster arbeitete, konnte die Welt zu ihm; und diese Welt war heute voller Farben und Düfte. Im Vorgarten geschah das Volksfest der Natur, das Geißblatt betäubte die Sinne, der Holunder roch nach gärendem Wein, und Rosen gab es: eine Hochzeit, ein Paradies, ein himmlisches Reich!

Der Mann, der bei offenem Fenster arbeitete, war der Tischler Hornung, ein Muster der Rüstigkeit und Überlegung, ein Künstler fast, denn er prägte die Möbel nach eignem Sinn, und doch waren die Stühle behaglich und die Schränke auch von einfachen Menschen begehrt. Hornung schaute auf von der Hobelbank und wischte sich das Gesicht: Es war doch etwas Gesundes um diese Werkstatt! Jede Zange am rechten Platz auf ihrem Nagel an der Wand! Die Hobel und Sägen desgleichen! — Nein, das Vermögen saß nicht allein in den Geräten, auch in dem Geist, der sie ordnete und blank hielt, auch im Herzen, das sie liebte und . . .

Der Tischler wurde aufgescheucht: Immer wenn er etwas Tiefes sann, mußte Lärm von draußen kommen! Das störte beim Arbeiten und Denken, das ärgerte und vertrieb die besten Einfälle!

Meister Hornung ging ans Fenster: Zwei fremde Kinder turnten auf dem Zaun, machten Geschrei und rissen zarte Blüten vom Gerank. — „Schert euch!" donnerte der Tischler. „Ich sag's dem Lehrer!" drohte er noch hinzu. — Die Kinder sprangen vom Gatter, kicherten und lutschten am Daumen.

Der Meister war streng. Und er hatte als Schaffender ein Recht dazu, denn wie sollte seine Arbeit blühen, wenn man ihn hinderte? Wie konnte ein Werk wachsen nach eigner Art, wenn die Gedanken nicht gesammelt blieben? Not und Sorge gab es genug, der goldene Boden des Handwerks hatte einen Riß, — aber her mit dem Hobel; was schien lebendiger, als wenn die Späne gleich feinen Spiralen tanzten! Sie bedeckten die Dielen der Werkstatt wie blonde Locken . . .

Meister Hornung dachte das, sein Herz wurde warm dabei. Nicht lange, denn ein neuer Lärm scholl durchs Fenster: Die Kinder waren dreist in den Garten gesprungen, der Knabe brach den üppigsten Ast vom Holunder, das Mädchen rannte barfuß einem Zitronenfalter nach . . .

„Wollt ihr wohl 'raus!" schalt der Tischler und schwang den dicken Hammer. „Bald verlier' ich die Geduld!" warnte er zum letztenmal. — Es war ungezogen, einen Garten zu plündern, der Fremden gehörte. Man konnte heiß werden vor Groll, wenn böse Kinder so schlecht gehorchten. Meister Hornung spürte ein Zittern im Arm, so hart traf der Unmut seine Seele. Da hatte das Rathaus eine Truhe bestellt, mit kupfernen Beschlägen und geschnitztem Zierat, wie konnte das gedeihen, wenn im Garten unentwegt randaliert wurde? Denn das Schnitzen, das war kein Handwerk mehr, das war eine Kunst, war eine Gnade, das lernte man nicht als Lehrling und nicht als Geselle, das mußte im Blut stecken, gottgewollt und unentrinnbar . . .

Der rüstige Tischler schaffte weiter; die Bretter pfiffen unterm Hobel, das Holzmehl stäubte von der Säge, die Werkstatt roch wunderbar nach Leim, Eiche und Fleiß, — — ja und wieder ja: das Handwerkern hatte Sinn und hatte Fülle, man mußte ihm nur gläubig dienen, man mußte nur auf seine Ehre halten! Also gedieh unter Hornungs Fäusten die Truhe. Also sproß das liebe Schnitzwerk aus dem Holz: links ein Ahornblatt, spitzig und geädert; rechts ein Eichenblatt, zum Pflücken echt. Aber . . .

Aber es randalierten wieder die fremden Kinder im Garten! Nun keine Gnade mehr, dachte Meister Hornung. Nun einen Stock in die Faust, die vorhin nur drohen mochte!

Mit dem ersten Satz war der Tischler durchs Fenster. Beim zweiten drosch er dem Knaben das Fell, bis er winselte. Und dann wollte er das Mädchen greifen, — — doch eine Frau, eine müde und verhärmte, kam des Wegs, hielt inne: „He, was haben Euch meine Kinder getan? Was schlagt Ihr die armen Puten?"

„Wenn sie Lärm machen und meinen Garten verwüsten?"

„Stille Kinder sind kranke Kinder, Herr! Und Euer Garten sieht immer noch manierlich aus!"

„Was? Einen dicken Ast vom Holunder gerissen? Das Primelbeet zerpflückt? Die Schmetterlinge gefangen? Ist das alles nichts —?"

„Meine Kinder sind arm, Herr! Die haben keine Blumen daheim! Laßt den Jungen eine Flöte aus dem Holunder schneiden, ich kann ihm kein Spielzeug kaufen, kaum langt der Lohn für die Suppe! — Ja, schämt Euch, gleich mit dem Stock zu kommen!"

„Aber Frau — —"

„Ei was, Ihr denkt nur an Euch!"

„So hören Sie doch — —"

„Was soll ich lang' hören? Meine Augen haben alles gesehen!" Die Kinder jammerten an der Schürze der Mutter.

Meister Hornung holte tief Luft. „Warum lassen Sie mich nicht zu Wort kommen? Ich habe wichtige Arbeit, keiner darf sie stören. Und was die Kinder angeht, liebe Frau, so habe ich nicht gewußt, daß sie arm sind, hab' ihre Unart nur für Übermut gehalten! Der Junge soll seine Holunderflöte haben, und das Mädchen

mag sich Blumen pflücken, so viel es tragen kann! — Und nun geben Sie mir die Hand!"

Die Mutter hob den Kopf, und da die Kinder schon bereit waren, auf des Meisters Gaben sich zu freuen, zerrte sie das Mädchen nicht weniger grob zurück als den Knaben und lachte grimmig, so, als habe sie Freude, daß Hornungs Hand leer und verachtet blieb.

Da ging der Tischler zur Werkstatt zurück, stumm und mit hängendem Kopf. Wie wenig war noch das Handwerk, da sein Meister eine Wunde im Herzen trug! Wie schwer gehorchte das schnitzende Messer, wie schlecht gerieten die Blätter von Ahorn und Eiche, da die Seele einen Spalt zu spüren vermeinte. Hätte die Mutter der armen Kinder sich versöhnt, — wie flink und kunstgerecht würde die Arbeit nun wachsen . . .

Drei Tage später standen sie vor dem Schiedsmann des Ortes, hier der Meister, dort die Mutter der Kinder; denn die Frau hatte wider den Tischler geklagt, da er ein Grobian sei und ein Schinder!

Der Schiedsmann schrieb alles auf, Wort um Wort; nicht eine Silbe, die beim Zank am Garten gescholten worden war, blieb unvermerkt. Und als dann alles dastand, beglaubigt und von keinem bestritten, sprach der Schiedsmann dies:

„Gute Frau, wenn Ihr des Meisters Prügel eine Sünde nennt, dann wiegt diese die Unart der Kinder auf. Aber: der Meister wollte sich mit Euch versöhnen, da Ihr arm seid! Der Meister bot Euch die Hand und wollte die Kinder beschenken mit dem, was sie begehrten! Das alles habt Ihr verlacht, um den Hader tiefer zu treiben! Also liegt das größte Laster ganz und gar bei Euch, und ich will einen Tag Zeit lassen, sonst muß ich eine strenge Strafe erfinden!"

Am Abend saß die Mutter bei Meister Hornung im Garten. Der Tischler schnitt dem Knaben eine Flöte aus Holunder, das Mädchen aber pflückte Primel und Schaumkraut vom Beet.

„Eine schöne Truhe habt Ihr geschreinert," sagte die Frau.

„Ja, nun macht die Arbeit wieder Freude," meinte Hornung und rauchte einen blauen Kringel in die Abendluft.

Der deutsche Humpen

Von Johannes Berke

Mit 5 Abbildungen nach Zeichnungen von E. Ewe

Reichsadlerhumpen. Auf den Schwingen die Wappen der Glieder des Heiligen Römischen Reiches. 1587

Großer Deckelhumpen mit Bildern einer Hetzjagd Ende des 16. Jahrh.

Keulenförmiger Pfingstbier-Humpen der Salzsieder zu Halle, der Halloren. 1693

„Und jeder führt an seinen Mund
Ein Hohlgefäß, das meistens rund,
Um draus in ziemlich kurzer Zeit
Die drin enthaltene Flüssigkeit
Mit Lust und freudigem Bemühn
Zu saugen und herauszuziehn . . ."

So spricht Wilhelm Busch zu Beginn seiner „Haarbeutel", dieser Sammlung launiger Reimereien um Trank und Trunk. Da er ein echter Deutscher war, ging er nicht an Wein und Bier vorüber, auch nicht in seinen Versen. Es wird viel gegen den Alkohol gewettert, und wir ärgern uns schwer, wenn es dem Ausland beliebt, uns Deutsche als Trinker darzustellen und dabei mit besonderer Vorliebe in Bild und Film des Bayern mit dem Maßkrug oder des Studenten auf der Kneipe zu gedenken. Wir sollten das nicht so tragisch nehmen, denn der Schluck edlen Bieres, den wir uns gerne genehmigen, ist bekömmlicher als die Drinks, Flipps, Cocktails und der Whisky, den unsere Vettern jenseits des Kanals und des Ozeans lieben, und als Genever und Absinth, denen man auf der andern Seite der Vogesen den Vorzug gibt. Jeder kehre vor seiner Tür, bitte.

Von links nach rechts: Humper mit dem Schwarzburger Wappen und dem Monogramm des Fürsten Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, 1699. — Fränkischer Humpen der Familie Lingar mit Bildnissen und Bibelsprüchen, 1633. — Wappengeschmückter Römer, 1689. — Stangenglas mit Wappen und Devise, eines der frühstens uns bekannten deutschen Gläser mit Emailmalerei, 1575. — Blauer Krug mit Fuchsjagd, Deckel aus Zinn, 1590

Gut ist eines: der „Trinksport" ist im letzten Jahrzehnt in Deutschland gefallen, der „Frühschoppen" des Bürgers ist der Jugend fremd geworden, und der Arbeiter auf dem Bau und an der Maschine hat die Bierflasche mit dem Halbliterglas tiefgekühlter Milch vertauscht. Überall hört man: „Vor acht Uhr abends trinke ich keinen Tropfen," und nach acht Uhr abends sind die Gemäße kleiner geworden, die „Molle" zu sechs Zwanzigstel hat die Halbliterkrüge verdrängt. Das Wort „Humpen" ist aus dem deutschen Sprachschatz fast verschwunden; es hat nur noch kulturhistorische Bedeutung.

Ich entsinne mich noch eines „Humpens". Er stand auf einem hohen Bord eines verräucherten Zimmers, wurde zu vorgerückter Stunde gern mit Andacht von sonst sehr würdigen Herren heruntergeholt, um, vom Wirt sorglich gefüllt, die Runde zu machen. Er faßte mehr als zwei Liter, und seinen Inhalt mußte bezahlen, wer als Vorletzter ihn angesetzt hatte, also vor dem, der ihn mit der Nagelprobe leerte; sicherlich ein Anreiz, möglichst viel zu trinken. Der Letzte aber durfte dann die neue Runde anschmecken. Nun kam in diesen Kreis einmal ein neuer Zecher, der nicht nur den noch gut halbvollen Humpen ohne Absetzen austrank, sondern auch den neuen, mit dem er die nächste Runde eröffnen sollte. Dies war ein noch nicht dagewesener Fall, und die Frage war nun: „Wer zahlt?" Der Amtsgerichtsrat, der in der Ecke des alten Ledersofas saß, wurde als Jurist zum Spruch aufgefordert und entschied: der letzte Vorletzte, denn dieser neue Humpen sei der Rechtsnachfolger des alten.

Die Mär von dem neuen Zecher durchlief am nächsten Morgen die Stadt, und der Mann wurde bestaunt. Unsere Altvorderen hätten seine Leistung nicht so bewundert, denn sie schufen ihre Humpen in noch riesigeren Ausmaßen zu Sattel- und Willkommtrunken, und die Höflichkeit erforderte, daß das gebotene Glas in einem Zuge bis zur Nagelprobe geleert wurde. Die Zeit des Barock war groß in gewaltigen Gelagen, und die Memoiren sowohl der höfischen wie der bürgerlichen Kreise berichten von Trinkleistungen, vor denen wir heute erschauern.

Trotzdem sollen wir uns die Gefäße jener Zeit mit Freude und Andacht betrachten, denn sie sind Zeugen edelster Handwerkskunst.

Das Wort „Humpen" gebührt eigentlich nur jenen formschlichten,

Von links nach rechts: Glaskrug mit Bildnismalerei und Verzierungen in Email, 1597. — Großer Deckelpokal, venezianische, für Deutschland gefertigte Arbeit mit Wellenrippen und aufgeschmolzenen farbigen Nuppen, um 1500. — Kleiner bürgerlicher Henkelkrug mit Trinkszene, Deckel aus Zinn, 1596. — Humpen mit den Figuren der Stände: Edelmann (sichtbar) Geistlicher, Krieger, Bauer, 1612. — Schlanker Humpen mit biblischen Bildern, sichtbar: Simson mit dem Löwen, rückseitig: Verkündigung, 1589

walzenförmigen Gläsern, deren Boden kegelförmig eingestochen und deren Fuß zum besseren Stand von einem dicken Glasfaden reifenartig umschmolzen ist. Der Humpen ist seiner Form nach ein reines Zweckgefäß, leicht zu füllen, gut zu trinken, schnell zu spülen und billig in seiner Herstellung. Mit jenen Ziergläsern, Bechern, Schalen und schließlich Römern, die dem Weingenuß galten, hat er nichts gemeinsam; er war ein Volksglas, dem Trunk des Bieres gewidmet. Seinen Wert erhielt er erst durch die Zugabe der Malerei, die ihm in Email aufgeschmolzen wurde. Es sind keine Künstler bekannt, die sich durch diese Arbeiten einen besonderen Namen schufen; es scheint erwiesen, daß die Humpenmalerei durchweg in den Werkstätten des Handwerks entstand, das durch sie seine Kunstfertigkeit aber aufs höchste erwies. Immer wieder überraschen auf den Humpen Sicherheit der Zeichnung, Farbenpracht, künstlerische Füllung des Raums und Gedankenreichtum.

Meist wird der Besteller seine Wünsche geäußert haben, was er auf seinen Humpen gemalt haben wollte. Der höfische Humpen zeigt Wappen, Jagd, Reiter und Roß, Soldaten und Krieg, der bürgerliche Humpen liebt die Zeichen des Handwerks und das Bildnis, oft zieht die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder, um das Rund des Glases. Das Handwerk scheute sich aber nicht, dem frohen Trunk das biblische Gleichnis zu gesellen; so schmückten den Humpen, von dem ich erzählte, die zwölf Apostel. „Apostel nennt man große Krüge," antwortet Jobs im Examen.

In ihrer Größe sind die uns überkommenen Humpen ganz verschieden: vom mehrere Liter fassenden Riesenglas gehen sie abwärts bis zum Halblitergemäß. Sie paßten sich in ihren Größen ihrem Zweck an: sollten sie die Runde bei Gelagen machen, sollten sie beim Abendtrunk, gefüllt mit selbstgebrautem Biere, in der Familie umgehen, sollten sie ehrendem „Willkomm" dienen oder dem einsamen Zecher.

Der Humpen ist verschwunden, der Maßkrug, das Seidel, die Molle haben ihn abgelöst; auch hier hat die Fabrikware das Handwerksgut entthront. Wenn wir auch der Größe dieser Gefäße nicht nachtrauern, so doch der Kunst, die sie schmückte und sie zu Zeugen edlen deutschen Handwerks machte.

Abschied von der gelben Postkutsche. Von Ernst Niemann

Es ist ein Wort von starker Lebensfülle und von weltumspannender Kraft, das Wort „Post", für uns Alte, die wir schon vor fünfzig Jahren dabeiwaren, aber auch ein Wort von eigenem, nachhallendem Klang. Wir hören durch den Lärm des Tages fernes Hörnerklingen und Peitschenknallen; ganz leise kommen die Erinnerungen gezogen, Gedanken von weither an altes Glück, an Beschaulichkeit und Feiertagsstille, aus einer farbigen, tönenden, poesiedurchwobenen Welt, in deren Erdreich die Post ihre stärksten Wurzeln ruhen hatte. Wir sahen die gemütvolle Verkehrsgestaltung dieser Welt langsam sich auflösen; die Menschen hatten den Glauben daran verloren. Die Postillone verließen ihre Kutschersitze, einer nach dem andern, die gelben Wagen wurden in die Remisen geschoben, und das längst verstummte Posthorn verschwand als postverbundenes Wahrzeichen aus unserm Schilde und machte dem Reichsadler Platz. Aber noch leuchtete das alte Postgelb der Postfahrzeuge aus den Jahrhunderten verklungener Postenherrlichkeit durch die Straßen und Auen und Wälder — und auch dieser Farbenzauber hat über Nacht seinen Glanz verloren. Denn es heißt: „Die im Postdienst verwendeten Kraftfahrzeuge, Pferdepostwagen, Handwagen und Bahnsteigkarren der Deutschen Reichspost sollen fortab nicht mehr gelb, sondern rot lackiert werden." Verordnet das Postamtsblatt.

Das steht so unbekümmert da, als ob weiter nichts dabei wäre, wie wenn Muttern sagte: nun müsse sie mal Staub wischen, der Staub läge schon zweihundert Jahre da.

Wir hängen nicht in weinerlicher Treue alten, überlebten Dingen an, sondern leben mit Stolz und starkem Selbstbewußtsein dem Zeitalter des Verkehrs. Wir haben diesem Zeitalter am postalischen Webstuhl mit Lust aus den Windeln in die Hosen geholfen, vom Postentrab bis zu den langen und kurzen Wellen, und es hat wahrhaftig niemals Schwierigkeiten gegeben, uns zu neuen Verkehrs- und Weltanschauungen Maß nehmen zu lassen. Aber je älter man wird, um so stärker wächst die Neigung zu rückschauender Betrachtung.

Hört einmal zu: Was wißt ihr jungen Dachse denn, wie es war, wenn sich das bunte Leben der gelben Postidylle mit dem gemütlichen Drum und Dran vor den Post- und Wirtshäusern abspielte, oder eine vierspännige Extrapost durch die Auen jagte oder über die Berge stieg! Die Post scheute nämlich keine Steigungen; sie hielt sich immer gern in Naturnähe. „Habt nur Geduld, ihr da vorn, ich komme schon; muß nur noch ein paar Ecken und Bogen machen, damit meine Passagiere einen schönen Blick auf das Dorf haben und ich ihnen das anmutige Flußtal zeigen kann!" Die Eisenbahn dagegen kriecht wie eine dicke schwarze Raupe bequem durch die Ebene und kümmert sich nicht darum, daß in den Tälern und auf den Höhen auch noch Menschen wohnen. Die werden schon kommen! Beide, Post und Eisenbahn, hätten einen ganz vernünftigen Ehestand abgeben können; aber die Eisenbahn gefiel sich als Kraftmeier, knöpfte der Post ihre alten Gerechtsame ab und ließ sie in der Rolle eines alternden Mädchens sitzen, dem der Liebhaber mit dem Sparkassenbuch durchgegangen ist.

Auf was für seltsame Gedanken einen so eine alte gelbe Postkutsche nun wieder bringt! Es ranken sich ja schon Kränze anekdotischer und legendenhafter Einzelzüge um ihre Gestalt und Farbe; aber man darf sich nicht in Überlieferungsgefühlen verlieren, sondern muß stillprüfend die Zustände der Vergangenheit mit den Erfordernissen der Zeit verbinden, wenn man sich durchaus eine Gegenwartsunterhaltung daraus zurechtmachen will. Wir haben es in diesem Zusammenhang heute nur noch mit dem übriggebliebenen Rest einer verschwundenen Pracht, dem Postgelb, zu tun.

Geschichtlich ist darüber nicht viel verlautbar. Aber daß die gelbe Farbe vor 200 Jahren nicht aus kleiner Zufälligkeit an die Post geraten ist, entnehmen wir daraus, daß ihre Herrschaft von den Alpen bis an die nordischen Gestade, bis Dänemark und Schweden reicht. Auch die Schweiz und Spanien haben das Postgelb gewählt, und Frankreich hatte es bis 1840; und das bringt uns auf die Spur: Gelb (mit schwarzer Einfassung) war die Farbe der weitverzweigten Taxisschen Post, und überall, wohin sie kam, machte sie das Postgelb bekannt und volkstümlich. Die Nordländer haben es von der postgeschichtlich berühmten „Gelben Postkutsche", die seit 1716 zwischen Leipzig und Hamburg verkehrte. Und Gelbschwarz ist die Wappenfarbe des österreichischen Kaiserhauses. Nun hatte Thurn und Taxis im Hinblick auf die kaiserlichen Privilegien von Anfang an seine Postunternehmungen als Kaiserliche Post bezeichnet, und um diese Eigenschaft gegenüber der ärgerlicherweise immer stärker auftretenden Wettbewerbsschusterei der Landesposten recht auffällig leuchten zu lassen, strich er seine Postwagen gelb und schwarz, und die Postillone bekamen den gelben Sperlingsfrack auf den Leib und den schwarzen Hut auf den Kopf. Aber die Taxisschen Posten wurden um diese angestrebte Wirkung insofern betrogen, als die Landesposten nun die gleichen Farben wählten. Besonders die gelben sächsischen „Kanarienvögel" erregten überall Lust und Aufsehen.

Zu der großen Verbreitung des Postgelbs mag auch die starke Leuchtkraft dieser Farbe mitgewirkt haben. Diese Erwägung wäre nicht unwichtig gewesen; denn da die Posten unterwegs auf den Landstraßen gewisse gesetzliche Vorrechte genossen, wonach sich die anderen Fuhrwerke zu richten hatten, so war es für diese eine Erleichterung, daß die Postwagen infolge ihrer hellen, gelben Farbe schon von weitem als solche erkannt werden konnten. Jeder Kraftfahrer erkennt ja heute auch im größten Straßengewühl seine Tankstelle an einer auffälligen Farbgebung.

Es bleibt also bestehen, daß die Deutsche Reichspost ihre sämtlichen Postwagen bisher gelb anstreichen ließ, weil dies vor Jahrhunderten als Farbe des Hauses Habsburg so eingeführt worden war. Nun ist Überlieferungstreue gewiß eine achtbare Eigen-

schaft; aber die Habsburger gehen uns Reichsdeutsche doch recht wenig mehr an. Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke jetzt bei der Farbenänderung maßgebend gewesen ist; aber richtig ist es schon allein um der national-politischen Wirkung willen, wenn das neue Deutschland diese zeitwidrige Farbenirrung an den Reichsfahrzeugen beseitigt, sintemalen wir selber Reichsfarben haben.

Diese Farbenfrage hat außerdem eine stark zu betonende wirtschaftliche Seite. Vom praktischen Standpunkt aus betrachtet ist das Postgelb eine sehr unzweckmäßige Farbe für Fahrzeuge, die allen unholden Einflüssen der Witterung ausgesetzt sind. Zweifellos ruft ein zierlich oder schnittig gebauter Postwagen, der frisch aus der Lackierwerkstatt kommt, mit seinem glänzend gelben Anstrich einen schmucken, beinahe eleganten Eindruck hervor; ebenso sicher ist es aber auch, daß der Eindruck unsere Augen wenig befriedigt, sobald das Gelb an Glanz und Schönheit verliert. Und das geschieht sehr bald.

Das Postgelb besteht nämlich aus einem Teil Chromgelb und zwei Teilen Bleiweiß und ist nicht nur sehr kostspielig, sondern auch sehr empfindlich. Es ist nun ein unvermeidlicher chemischer Vorgang, daß das schöne Chromgelb der Postwagen schon nach wenigen Monaten anfängt, nachzudunkeln, weil sich auf der Oberfläche der Farbe dunkles Schwefelblei gebildet und dem Gelb einen sehr unschön wirkenden Stich ins Braune gegeben hat. Die Folge davon ist, daß die Wagen verhältnismäßig oft, in vielen Fällen alljährlich, ganz neu gestrichen werden müssen; denn die farbengerechte Ausbesserung einzelner Wagenteile gelingt dem Maler selten gut. Ursprünglich waren ja auch die Bahnpostwagen, die in den Zügen laufen, gelb gestrichen. Die Post hat damals lange gezögert, mußte aber schließlich der Notwendigkeit nachgeben, statt der gelben eine dunklere Anstrichfarbe zu wählen. Seitdem die französische Post von Gelb zum Braunrot übergegangen ist, erspart sie zwei Drittel der früheren Anstrichkosten.

Künftig erhalten also die bisher gelben Postfahrzeuge eine hellrote Lackierung. Aber nicht nur der Wagenpark der Deutschen Reichspost, sondern auch alle in der Öffentlichkeit erscheinenden Einrichtungen, wie Briefkästen, Automaten usw. werden bald einheitlich rot gekennzeichnet sein. Damit verschwindet im Laufe der nächsten Zeit vor allem das zu einem feststehenden Begriff gewordene Postgelb endgültig als Farbe der Postbetriebsmittel. An den neuen Wagen erfreuen wir uns dafür an unseren Landesfarben schwarz und weiß und rot und begrüßen das Hoheitszeichen der NSDAP. Denn die Post will durch ihre Neuerung auch die Einheit von Bewegung und Staat sinnbildlich zum Ausdruck bringen.

Was wir finnischen Frauen wollen

Von Fanny Luukkonen

Begründerin und Führerin der „Lotta Svärd"-Bewegung

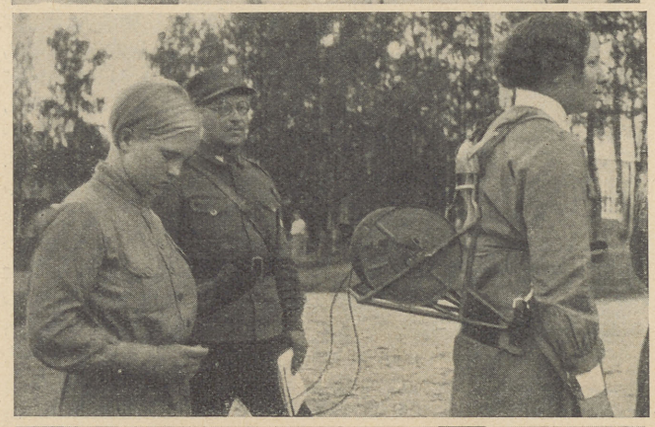
Finnland hat im Weltkriege als erstes nichtrussisches Land die Greuel sowjetistischer Kampfesweise erleben müssen. Das von den russischen Hetzern geleitete Proletariat lieferte seine Barrikadenschlachten sogar mitten in der Hauptstadt, auf den Marktwegen der Hausfrauen und ihrer Hausangestellten und auf den Schulwegen der Kinder. Unvergessen ist in Finnland die Hilfe, die das deutsche Befreiungskorps unter Graf v. d. Goltz dem bedrängten Volk damals geleistet hat. Fremdrassige Bedrückung hat Finnland schon vor dem Kriege viele Jahre erduldet: der Drang zur Befreiung von der russischen Knute beherrschte Hirn und Herz jedes nationalen Einwohners.

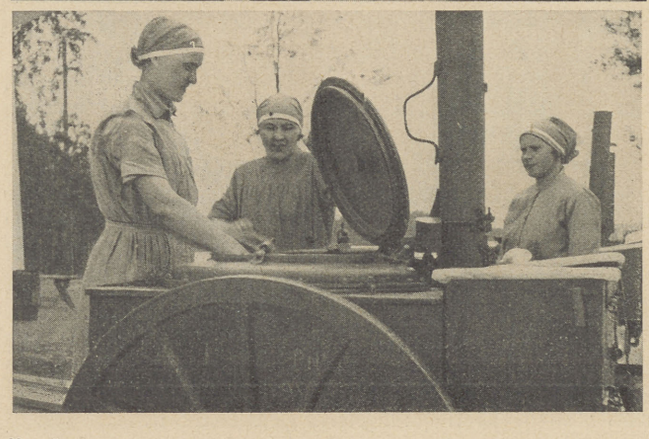
Und so ward auch der Grundstein zu der „Lotta Svärd"-Bewegung vor dem finnischen Befreiungskriege, 1918, gelegt.

Als die Bürgergarde gegründet wurde, fühlten viele Frauen, daß sie in dem Freiheitskampfe nicht zurückstehen durften, und so leisteten sie 1918 Felddienst als Schwestern, bei der Lebensmittelversorgung und in der Etappe. Aber gerade bei diesem Dienst zeigte es sich klar, wie wichtig eine Sonderausbildung für diese Zwecke ist. Und so begann nach Beendigung der Kämpfe der neue Auf- und Ausbau der „Lotta Svärd"-Bewegung nach besonderen, dem Frauentum angepaßten Grundsätzen.

Warum „Lotta Svärd"?

Um die Entstehung des Namens zu erklären, müssen wir auf Runeberg, den großen Dichter Finnlands, zurückgehen, der in seiner unsterblichen Gedichtsammlung vom „Fähnrich Stal" Szenen aus dem Krieg zwischen Rußland und Schweden beschreibt. Unter den Frauen, die in dieser Dichtung vorkommen, ist besonders die Lotta Svärd hervorgehoben, die nach dem Soldatentode ihres Mannes sich der Armee anschloß und überall helfend eingriff, wo es ihr nur möglich war. Ihr Name wurde für unsere Frauenbewegung





Das „Lotta Svärd"-Mädel der Sanitätsgruppen wird in allgemeiner Krankenpflege und im Kriegslazarettdienst (oberes Bild) ausgebildet. Die Lotta der Verwaltungsabteilung lernt u. a. auch das Legen von Feldfernsprechleitungen (Mitte). Die Feldküchen der Lottas begleiten die Übungen der Bürgergarde (unten)

Das Abzeichen der Lottas ist die Hakenkreuzbrosche. Kleine Sterne auf den Brusttaschen sind kaum bemerkbare Rangabzeichen. Das Arbeitsgebiet wird durch eine Plakette auf dem linken Unterarm gekennzeichnet. Die Uniform ist schmucklos grau

gewählt, und mit Hilfe und Unterstützung der Führung der Bürgergarde wurden bald nach 1919 im ganzen Lande Unterabteilungen gegründet, die ihre Zentralverwaltung in Helsingfors hatten.

Aufbau der Bewegung

Die 22 Distrikte der Bürgergarde sind gleichzeitig Verwaltungsbezirke der Lottas. In jedem Bezirk besteht ein Ausschuß von acht Frauen, und jeder Bezirk ist wieder in Unterbezirke eingeteilt, die ebenfalls jeweils Gruppen von acht Frauen umfassen. Insgesamt gibt es 658 Unterbezirke. Die Gesamtmitgliederzahl betrug Ende 1932 etwa 75000 Lottas in den 22 Bezirken. Die Zahl vergrößert sich von Jahr zu Jahr, und es gibt Familien, in denen die Mutter und alle ihre Töchter Mitglieder sind.

Jedes Mitglied muß bei der Aufnahme einen feierlichen Schwur tun: „Ich verspreche bei meiner Ehre und meinem Gewissen, die Bürgergarde in ihrem Kampf zur Verteidigung von Religion, Herd und Vaterland zu unterstützen und mich in allen meinen Handlungen den ‚Lotta Svärd'-Gesetzen zu unterwerfen." Dieser Schwur wird meistens während einer feierlichen Weihestunde in der Kirche geleistet.

Es gibt aktive Lottas und passive Lottas. Sie müssen jederzeit bereit sein, den Anordnungen der Leitung zu gehorchen. Die Aktiven verpflichten sich, im Falle der Mobilisierung nach jedem Teil des Landes auf Anordnung zu gehen. Sie müssen zudem einen zweimonatigen Kursus durchmachen, der für die passiven Lottas nicht unbedingt Pflicht ist. In diesem Ausbildungskursus werden die Mitglieder mit dem organisatorischen Aufbau und den weltanschaulichen Grundlagen der Lotta-Bewegung vertraut gemacht. Sie erhalten außerdem eine Ausbildung in den einzelnen Sonderfächern, denen sie sich zu widmen gedenken.

e Lottas sind im Gasschutzdienst ausgebildet; die Unterweisung des finnischen Volkes im Gasschutz gehört zu ihren Pflichten. (Bilder Weltrundschau)

Wie sie Dienst tun ...

Die Sanitätsgruppe hält in Helsingfors und Viborg sechsmonatige praktische Kurse in den Militärkrankenhäusern für die Lottas ab, die im Kriegsfall als Schwestern dienen wollen. Darüberhinaus hat die Sanitätsabteilung acht Feldhospitäler gegründet, die 1200 Betten enthalten.

Die Feldküchenabteilung hat viele Aufgaben zu bewältigen, und Tausende von Arbeitstagen müssen ihr gewidmet werden. Ihre Mitglieder werden in der Zubereitung der Mahlzeiten für die Bürgergarde unterwiesen; in den dünnbevölkerten Gegenden ist es oft notwendig, daß sie Märsche von 40—50 km zurücklegen müssen, um zu dem Ort zu gelangen, an dem die Garde die Übungen abhält und die Speisungen stattfinden. Es gibt auch Marine-Lottas, die kleine Feldküchen auf dem Wasserweg zu den kleinen Inseln in Motorbooten befördern und in der Handhabung und Steuerung der Motorboote Bescheid wissen müssen.

Die Bekleidungsabteilung veranstaltet Basare und Sammlungen. Seitdem der Staat die Einkleidung der Bürgerwehr übernommen hat, beschäftigt sie sich vor allen Dingen mit der Ausrüstung der in den letzten Jahren gegründeten Jugendabteilungen.

Die Verwaltungsabteilung umfaßt in erster Linie passive Mitglieder, die an Stelle ihrer Zeit Geldspenden zur Verfügung stellen und Sammlungen bei Festen und sonstigen Gelegenheiten veranstalten. Sie erledigen die Büroarbeit für ihre eigenen Verwaltungen. Im Mobilisierungsfalle müssen sie die Verwaltung der Bürgergarde durch ihre Tätigkeit entlasten; zu diesem Zweck erhalten sie eine Sonderausbildung.

Diese Abteilung ist sehr wichtig, weil die Lotta-Bewegung kein eigenes Vermögen und auch keine regelmäßigen Einkünfte hat, sondern sich nur von freiwilligen Beiträgen erhält.

Ist die „Lotta Svärd"-Bewegung militärisch?

Dieser Frage begegnen wir sehr oft. Niemals war es das Ziel der Bewegung, der Armee irgendwelche bewaffnete Unterstützung zu gewähren, unser Ziel war es einzig und allein, die moralischen Kräfte, die in unserem Vaterlande stecken, zu heben und für die Erhaltung unseres Staates nutzbar zu machen. Wir glauben, daß das einzig und allein zur Förderung des Friedens beiträgt.

Die graue Lotta-Uniform ist ein äußerliches Kennzeichen für unseren Gemeinschaftsgeist. Der Unterschied zwischen der Masse der Lottas und den Führerinnen ist äußerlich an der Uniform fast überhaupt nicht zu erkennen.

Das Ziel der „Lotta Svärd"-Bewegung ist die einheitliche Erfassung aller finnischen Frauen, denn die Verteidigung unseres Landes ist nicht nur unsere Angelegenheit und die der Bürgergarde. Alle, die den Krieg kennengelernt haben, sollten alles tun, um ihn zu verhindern.

Nur wenn jeder Einwohner in das Verteidigungssystem unseres Vaterlandes restlos eingereiht werden kann, ist eine Möglichkeit vorhanden, in Ruhe und Frieden in die Zukunft zu sehen.

Im Rauhreif

Von Frida Schanz

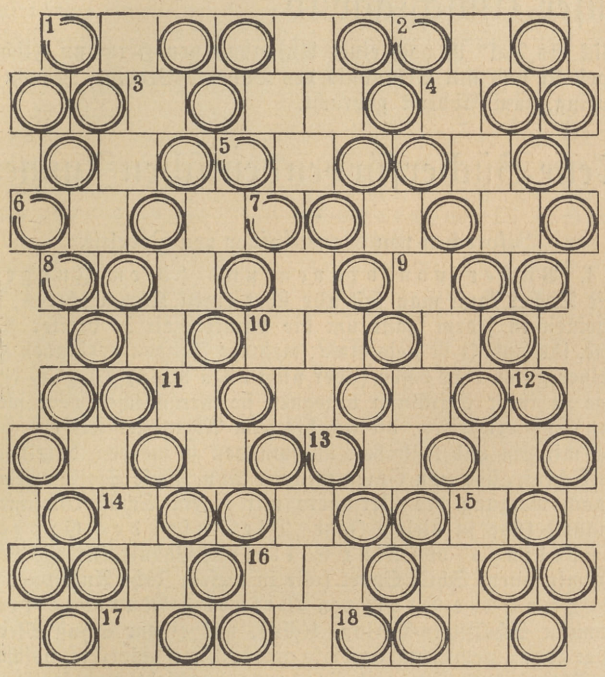
Der weiße Wald starrt atemlos,
Wie harrend auf verheißenes Zeichen.
Als Silberkuppel hebt sich groß
Ein greiser Eichbaum aus den Eichen.

Ein Sprüh'n im reifbeglänzten Laub
Wirft Blitze durch die weiße Halle.
Die Kälte weht wie Blütenstaub
Um die bezaubernden Kristalle.

Zum Nachdenken

1. Spruchrätsel

(Gesetzlich geschützt)



an — ben — bo — chem — co — da — dee — der — e — en — er — er — gau — ge — glo — halt — i — je — ka — kar — mit — na — neh — ni — nym — os — phe — re — ri — rung — se — spey — ter — ter — to — tren — zel — zi — zi — zin

In jedes Feld ist ein Buchstabe einzusetzen. Bei jeder Zahl beginnt ein neues Wort. Die Wörter sind aus den gegebenen Bestandteilen zu bilden.

Bedeutung der Wörter: 1. Stadt in Schlesien a. d. Oder, 2. schwedischer Königsname, 3. Obstwein, 4. weibliche Naturgottheit, 5. Besoldung, 6. Gedanke, 7. Brennstoff, 8. britischer Besitz in Nordamerika, 9. Waldbruder, 10. Landzunge, 11. Stadt in der bayrischen Pfalz, 12. Damenreitpferd, 13. Alpenpflanze, 14. Stadt a. d. Mosel, 15. Zaumzeug, 16. Hunderasse, 17. schwimmendes Seezeichen, 18. weiblicher Vorname, Kurzform.

Die Buchstaben außerhalb der Ringe ergeben, zusammengefaßt, ein Wort von Nietzsche.

Brauns, Oberst a. D., Kolberg (Ostseebad).

2. Verschiebrätsel

SACKGASSE — SEEUFER — PILSEN
KANONE — GEHALT — BERNHARD
SEEMACHT

Die Wörter sollen so untereinander gestellt werden, bis drei bestimmte Buchstabenreihen abwärts gelesen ein Sprichwort ergeben.

Hans v. d. M.

3. Vorsetzrätsel

Die Wörter der Gruppe I sind durch Vorsetzen eines Kopfbuchstabens in solche von der Bedeutung der Gruppe II zu verwandeln. Diese Kopfbuchstaben nennen, hintereinandergelesen, eine Münze ohne Kurswert.

I.	II.
1. Tierfett	Steinzeugplatten
2. Richtschnur	gewaltig
3. Raubvogel	Sportmann
4. Hohes Gebäude	Naturerscheinung
5. Linie	Fußbodenbelag
6. Zahl	Tageszeit
7. Sterndeuter	Feinschmecker
8. Kartenfarbe	erzählende Kunst
9. Befehl	Evangelist
10. Vergeltung	sagenhaftes Ungeheuer.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 8

1. Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Musik, 4. Poker, 7. Da capo, 8. Ikaros, 10. Aurora, 12. Latein, 14. Makrele, 16. Ansop, 17. Allee 18. Autor, 19. Atoll, 22. Irene, 26. Ellrich, 29. Crusoe, 30. Thomas, 31. Europa, 32. Leoben, 33. Rasur, 34. Assel. — Senkrecht: 1. Mabuse, 2. Salomo, 3. Konak, 4. Pille, 5. Kantel, 6. Rosine, 7. Diana, 9. Sonde, 11. Rapallo, 13. Alarich, 15. Rotor, 19. Arche, 20. Tortur, 21. Lesbos, 23. Rhodos, 24. Neapel, 25. Eisen, 27. Lehár, 28. Itala. — 2. Silbenrätsel: Aster, Herne, Uriel, Breslau, Mitau, Koralle, Lenau, Grube, Tinte, Wodan, Arion, Dresden, Krinoline, Salbe, Sudan, Kreta. — „Tristan und Isolde". — 3. Austauschrätsel: Pastor, Himmel, Iller, Lasso, Onkel, Seide, Ode, Pegel, Hesse, Imme, Eber, Dante, Elbe, Range, Engel, Rotte, Zelle, Igel, Eder, Heilung, Unmut, Note, Gabe. „Philosophie der Erziehung". Ernst Krieck. — 4. Seligkeit: Augenblick. — 5. Ausdauer: lange — Angel.

Zerlegbare Daunendecke
zum Waschen, Sonnen, Bügeln, Ausbessern
Die Wunderdecke

Neue Form Einfach Praktisch Vornehm	Für Ansprüche an Kultur und Hygiene

Vorhandene Daunen verwendbar

Prospekt F gratis
Wunderdecken-Fabrikation
B. HOENES, MÜNCHEN
Görresstraße 36 und Schäfflerstraße 2

Kranke welche an Gallenstein, Gicht, Rheuma, Arterienverkalkung, Magen-, Darm- und anderen Beschwerden leiden, sollten unbedingt einen Versuch mit dem von altersher bekannten **Waaning-Tilly-Oel** machen, das in vielen Fällen half, wo andere Mittel versagten. Viele Anerkennungsschreiben. Flasche 0.94, Kapseln 1.— und 2.25. Nur in Apotheken. Bestandteile: Ol. terebinth, sulf. comp.

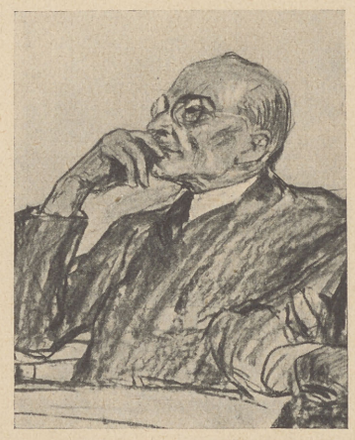
Aus Deutschlands Vorzeit
Verlangen Sie Verzeichnis der Bücherreihe kostenfrei vom Verlag Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Viele Frauen leiden in kritischen Tagen unnötig, denn Melabon befreit rasch von den so unangenehmen Kopf-, Leib- und Rückenschmerzen ohne zu schaden. Pckg. 93 Pfg. Darum immer frisch und froh durch **Melabon**

Stottern (Sprechangst) heilt Prof. Rud. Denhardt's Anstalt. Eisenach/Th. *Ausk. kostenl.*

Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm His †

Die deutsche medizinische Wissenschaft hat einen ihrer Besten verloren. Im 71. Lebensjahr verstarb am 9. November auf seinem Altersitz in Baden der große Arzt Wilhelm His. Er hatte vor einem halben Jahrhundert in Leipzig, Bern und Straßburg studiert, zog dann die Aufmerksamkeit der gesamten medizinischen Welt auf sich, als er als ganz junger Arzt eine Gruppe von Herzmuskelfasern entdeckte, die für die Arbeit des Herzens von besonderer, bis dahin nicht bekannter Wichtigkeit ist. Damit rückte er in die erste Reihe klinischer Forscher. Im Laufe seines Lebens erweiterte er seine Gebiete ständig, wurde Spezialist für Gelenkkrankheiten, für Gicht und Physiologie. In der von ihm jahrzehntelang herausgegebenen Zeitschrift „Klinische Medizin" veröffentlichte er bahnbrechende Aufsätze. 1907 wurde er Leiter der ersten Klinik der Berliner Charite und Ordinarius an der Berliner Universität, deren Rektor er nach dem Kriege war. Während des Weltkrieges stellte er all sein Wissen und Können in den Dienst des deutschen Heeres, war beratender Arzt bei vielen Armeeoberkommandos und hat sich große Verdienste um unsere Verwundeten erworben. Seine Erfahrungen aus dieser Zeit hat er in seinem Buch „Die Front der Ärzte" (Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) niedergelegt, eine Schrift, die auch für den Laien voll Anregung ist, weil in ihr der Krieg von ganz anderer Seite, nämlich von ärztlicher, gesehen wird, ein eigenartiges und einzigartiges Buch. — His war nicht nur als Arzt ein Künstler, sondern auch als Mensch. Seine Liebe zur Musik, zur Malerei war bekannt, die Lauterkeit seines Charakters, die Liebenswürdigkeit seines Wesens hatte ihm einen großen Freundeskreis erworben. Er war ein aufrechter deutscher Mann, dem man als Arzt und als Mensch gleichermaßen tief nachtrauern muß. H. C. v. Z.



Geheimrat Prof. Dr. His
Nach einer Zeichnung von Fritz Reusing

Unser Umschlagbild

„Blick ins Tal" ist nach einer Aufnahme von Hermann Fischer hergestellt und mit Erlaubnis des Bavaria-Verlags, München-Gauting, zum Abdruck gebracht.

Neue Bücher für den deutschen Jungen

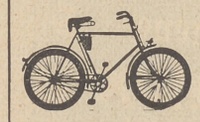
II.

Besprochen von Hans-Caspar von Zobeltitz

4. Bücher von braven und bösen Jungen. Diese Bücher kann man fast alle über einen Kamm scheren; sie erscheinen in jedem Jahr um die Winterszeit in breiter Kolonne, ihr Inhalt ist stets etwa: mehrere Jungen verbinden sich zu einer guten oder bösen (aber nicht allzu bösen) Tat; auf dem Wege zu ihrer Erfüllung begegnen sie menschlichen oder sachlichen Schwierigkeiten, die sich bis zum Abenteuer steigern, um dann mit List und Kühnheit überwunden zu werden, damit sich zum Schluß alles zum Guten wenden kann. Diese Stoffe werden je nach Neigung des Verfassers mit einem Schuß Indianerromantik (wie in diesem Jahr „Die Insel des Großen Häuptlings" von Max Elliesen, Phönix-Verlag, Berlin), mit einem Schuß Sport (wie in diesem Jahr Autosport in „Max und die Drei" von Wilhelm Matthiessen, Hermann Schaffstein-Verlag, Köln), mit einem Schuß Meerwasser oder einem Schuß Amerika gewürzt, mit dicker Freundschaft und Treue übergossen, mit Spannung durchsetzt, und fertig ist das Buch. In jedem Jahr stehe ich wieder erneut voll Staunen vor der Tatsache, daß den Jugendschriftstellern doch wieder neue Kniffe und Ränke für ihre Jungen eingefallen sind. Auszusetzen ist an all diesen Büchern wenig, auf gutes Deutsch, guten Stil

Fortsetzung auf Seite 23

Stricker - Fahrräder



direkt an Private. Spezial-Rad mit Freilauf-Rücktritt-Bremse RM. 32.- Chrom-Katalog kostenlos. Tägl. Dankschreiben.

E. & P. Stricker Brackwede-
Fahrradfabrik Bielefeld Nr. 91.

Köpfe um Hitler

Feder, Frick, Goebbels, Göring, Rosenberg und andere.

Preis 1.— RM.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

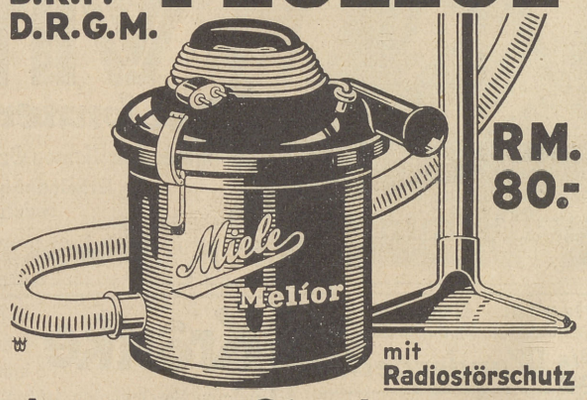
Unsere Leser

bitten wir, sich bei Anfragen und Bestellungen auf das Daheim zu beziehen.

Gegen **Arterien-Verkalkung**
nur **REVIROL**
Pack. f. 1 Mon. M. 2.85 i. Apoth. u. Drog.
„Ich bin der Überzeugung, dass Revirol eine immer grössere Beachtg. find. wird!"
Geh. Med. Rat Prof. Dr. med. Röder, Lpzg.
12. I. 26 + 5. IV. 34
Alleinhersteller P. Felgenauer & Co.
Chem.-pharm. Laboratorium, ERFURT.

Miele Melior

D.R.P.
D.R.G.M.



RM. 80.-

mit Radiostörschutz

der neue Staubsauger

mit dem leisen Lauf, der großen Leistung und dem reichlichen Zubehör für den erstaunlich niedrigen Preis von RM. 80.-
In Luxusausführung verchromt, mit Laufrädern RM. 95.-

Zu haben in den Fachgeschäften.

Mielewerke A.G. Gütersloh/Westf.

Bitte vormerken!

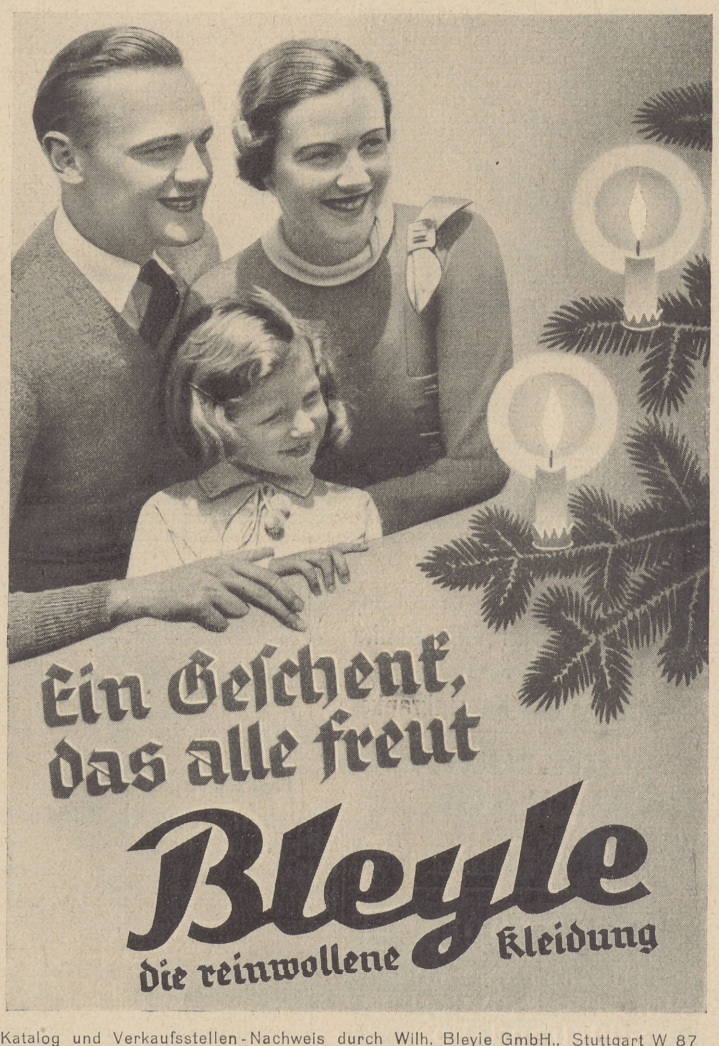
Zu Weihnachten für Ihren Jungen einen ungekürzten Band Wörishöffer (Verzeichnis siehe letzte Umschlagseite dieser Nummer) aus dem Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Fortsetzung von Seite 22

und anständige Gesinnung wird jetzt durchweg gehalten und auch die Bebilderung ist einwandfrei. — Ein hübsches, heiteres Seglerbuch vom Ostseestrand ist in dieser Reihe „Hein, Hanno, Kurt und die Aurora" von Mattheus und Schirmer (Verlag A. Anton & Co., Leipzig), ein Buch, das Zehn- bis Vierzehnjährigen, die ihre Ferien an der Küste verbrachten, aufrichtige Freude bereiten wird. Frisch und flott sind auch die Erzählungen „Die Rohrburg am Wendsee" von G. E. Griesbach für Kinder des gleichen Alters, die auf dem Lande vertraut sind, und „Eilerts Onkel aus Amerika" von M. Elliesen für Zwölf- bis Fünfzehnjährige, die mehr stadtgewöhnt sind. Diese beiden Bücher (gleichfalls bei Anton & Co., Leipzig) zeichnen sich durch ihre Liebe zum Tier aus, was stets einem Jugendbuch zum Vorteil gereicht. — Sehr gut hat mir auch „Die S-Kurve bei Remberg" von O. F. Heinrich (Herold-Verlag, Stuttgart) gefallen, ein Buch, das die Jungen mit dem Wesen der Eisenbahn, mit Weichen, Kurven, Stellwerken, Zeichen, Lokomotivführung usw. vertraut macht und deshalb schon viele Freunde finden wird. — Sehr bunt und figurenreich, manchmal fast zu verwegen in der Handlung, ist „Ein Junge sucht Abenteuer" von Karl Otto Horch (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart); es wird Zehn- bis Zwölfjährigen aber mit seiner Verbrecherjagd, seinen Reibereien mit dem Lehrer usw. Spaß machen. — „Im Tal der Hoffnung" (Verlag Hegel & Schade, Leipzig) heißt ein Buch voller Abenteuer, das Erik Hansen schrieb; mit einem Freiballon werden zwei Brüder von 16 und 12 Jahren nach Grönland verschlagen, sie geraten in arge Not, finden Menschenspuren, erreichen eine Siedlung, lernen Land und Leute im hohen Norden kennen und gelangen endlich in die Heimat zurück, wo man sie schon tot glaubte. Wirkliche Kenntnis der arktischen Welt macht dieses Buch wertvoll. — Von einer Reise durch Nordafrika — er durchquerte das Land auf einem Fahrrad — brachte Rolf Italiaander eine frische Jungengeschichte „Wüstenfüchse" (Gustav Weise, Verlag, Leipzig) mit. Zwei forschen deutschen Jungen werden bei einem Bad vor den Toren von Algier die Kleider gestohlen; sie müssen daher sich an ein Araberbengelpaar wenden, das ihnen zu den notwendigsten Lumpen verhilft; so werden sie ins Eingeborenenviertel verschlagen, müssen sich selbst mit ihrer Hände Arbeit durchringen, lernen einen seltsamen Italiener kennen, mit dem sie in die Sahara ziehen, immer begleitet von ihrem treuen Fox. Zum Schluß finden sie wieder heim, und auch ihre Araberfreunde kommen vorwärts. Das flotte Buch ist mit guter Kenntnis der nordafrikanischen Welt geschrieben. — Ein ganz reizendes, gut erzähltes und flott illustriertes Buch ist Rudolf Wichgrafs „Sturm auf Malepartus (Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig). Echte deutsche Bengels verleben ihre Ferien auf der Insel Holm und füllen sie mit abenteuerlichen Kriegsspielen zu Wasser und zu Lande. Sie bauen sich mit den Mitteln nachgeahmter neuzeitlicher Technik ihr Kriegsgerät, greifen mit einem Panzerwagen nach wohldurchwogenen Plänen die Feste Malepartus an und halten in echter Kameradschaft durch dick und dünn zusammen. Plötzlich kommt aber der Ernst über die Schar, und bei einer Feuersbrunst wandelt sich der gespielte Opfermut in wirkliche Hingabe. Der Geist der Erzählung ist prachtvoll, sie sei herzlich empfohlen.

5. Bücher der Zeit. Eine Lebensbeschreibung unseres unvergeßlichen Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten schrieb Karl Alexander Prusz unter dem Titel „Unser Hindenburg" (A. Weichert, Verlag, Berlin) für die deutsche Jugend. Das ganze Leben des Heros läßt er abrollen und weiß den richtigen Ton zu finden, der das Jungvolk packen wird. Nie wird er trocken, weil er immer das Selbsterlebnis und die Anekdote zur Hand hat, stets aber fühlt man die Achtung vor der großen Gestalt und den Ernst der Aufgabe, sie der Jugend nahezubringen. Das Buch ist mit vielen Bildern im Text und auf Sondertafeln und guten Kriegskarten ausgestattet. — Ein nicht ganz so geglücktes Buch ist „Der Held von Tannenberg" von E. M. Mungengast (Herold-Verlag, Stuttgart); hier versuchte der Verfasser den Stoff Hindenburg anders anzupacken: er gab nur Kriegsepisoden, und zwar von unserer und von der feindlichen Seite, um an ihnen zu erweisen, wie die Taten Hindenburgs sich hüben und drüben auswirkten, er führt den jungen Leser ins Paris des September 1914, in die Hauptquartiere der russischen Armeen, schildert den Tod Sasanows, des Besiegten von Tannenberg, dazwischen sind Gefechtsbilder der deutschen Front der ersten Schlachten im Osten gegeben. In ihnen fühlt

Fortsetzung auf Seite 24



Fortsetzung von Seite 23

man das Erleben des Frontsoldaten, während man den Szenen im Quartier des Feindes das Erfundene allzusehr anmerkt. — Der Held Hindenburg bleibt für mein Empfinden zu sehr im Schatten. — Ein Bild Hindenburgs trägt auch die Erzählung „Wir deutschen Jungen" von A. Auswald-Heller (Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen) auf dem Umschlag; sie spielt in Ostpreußen vor der Tannenbergschlacht: brave Jungens retten unter Abenteuern und Gefahren von den Russen verfolgte Einwohner in ein sicheres Versteck; die Seenlandschaft Masurens ist gut in die Geschichte eingefangen, die sich voller Spannung abwickelt, bis der Retter Hindenburg erscheint.

Sachlich gut und schlicht und würdig ausgestattet ist A. G. Richters „So war die Jugend großer Deutscher" (Süddeutsches Verlagshaus, Stuttgart), es berichtet aus den Kindertagen Hindenburgs, Hitlers, Zeppelins, Schlageters und Boelckes; es berührt angenehm, daß alles ganz einfach und schlicht vorgetragen, daß hier das Beispiel ohne Lobhudelei gezeigt wird. So wirkt man stärker als durch allzu dickes Auftragen.

„Jugend um Hitler", 120 Bilder von H. Hoffmann, Text von Baldur von Schirach („Zeitgeschichte"-Verlag, Berlin) ist wohl eigentlich nicht als ausgesprochenes Jugendbuch gedacht, und doch gehört es in erster Linie auf die weihnachtlichen Gabentische unserer Jugend, denn ich glaube, daß nichts unseren Führer den Jungen und Mädeln von 20 herunter bis zu 6 Jahren näherbringen kann. Diese Bilder beweisen, wie hingezogen sich der Führer zu Kindern fühlt, wie er mit ihnen lebt und gerade an sie immer wieder und wieder denkt; da ist kein Bild Pose oder Bestellung, und wen eine Augenblicksaufnahme wie die mit dem Knaben, dessen Vater von den Roten erschlagen wurde, nicht aufs tiefste bewegt, hat kein Herz im Leibe.

Die billigste Reihe zeitgemäßer Jugendschriften stellt wohl Velhagen & Klasings Sammlung „Deutschlands Erwachen" dar, für 60 bis 70 Pfennig wird ein schmuckes Heft geliefert, das ein Stück Zeitgeschichte schildert. Helle Freude werden die Jungen an dem reichbebilderten Bändchen „Das Reichsheer" von Generallt. von Cochenhausen haben, daß sie einen Blick in das innere Leben unserer kleinen Wehrmacht tun läßt. Usadels „Entwicklung und Bedeutung der NS-Jugendbewegung" müßte eigentlich jeder Junge haben, der in der HJ steht. Knapp und kurz gibt Emil Uellenberg Lebensbilder Schlageters und Horst Wessels in dem Bändchen „Und setzet ihr nicht das Leben ein..." Es lohnt sich, um den Gabentisch des Jungen mit einer billigen Zugabe zu schmücken, sich in der Buchhandlung auch die anderen Hefte dieser Reihe vorlegen zu lassen. Jeden HJ-Jungen werden auch die Kriegserinnerungen von Horst Wessels Vater, der bekanntlich Militärpfarrer im Felde war, fesseln. Das Buch ist mit dem Untertitel „Von der Maas bis an die Memel" gleichfalls beim Verlag Velhagen & Klasing erschienen. Als Kalender sei der „Hakenkreuzbote" (ebenda) für HJ- und junge SA-Leute empfohlen.

Ein Erlebnis mit dem Führer schildert Goetz Sternegger in „Kerls seid ihr!" (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart). Lübecker Jungen hatten eine große Kogge geschnitzt und sie im Fußmarsch nach Berlin getragen; der Führer empfing sie und sagte zu ihnen: „Kerls seid ihr." Das Buch beschreibt die Arbeit, den Marsch, den Empfang und die Heimkehr der Jungen. Das Buch ist gelungen, schade ist nur, daß dem Verfasser hier und da in der Begeisterung die Feder ausrutschte, so daß mancher Satz zu geschwollen wurde; unsere Jugend hat für solche überstarken Töne ein feines Gefühl und sagt leicht: „Gibt der aber an!" —

Fortsetzung im nächsten Heft

Diese Sonne strahlt immer...!

Zu jeder Tages- und Jahreszeit strahlt die „Höhensonne" — Original Hanau — ihre heilsamen ultravioletten Strahlen aus, die viel stärker sind als das natürliche Sonnenlicht. Diese Strahlen führen eine intensive Durchblutung des Körpers herbei — beseitigen Krankheitserreger — schützen Ihr Kind vor Rachitis, Skrofulose und Keuchhusten und bewahren Sie selbst vor Winterkrankheiten. Durch schön gebräunte Haut und gesunde Gesichtsfarbe kommt die prächtige Wirkung der „Höhensonne" auch äußerlich zum Ausdruck.

Die neuen Jubiläumsmodelle sind im Preise so niedrig gehalten, daß es jeder Familie möglich sein sollte, sich ihre eigene „Höhensonne" für das Heim anzuschaffen. Keine Zeit ist dazu besser geeignet, das Geld auf Jahre nutzbringender angelegt, und für die Gesundheit einer jeden Familie besser gesorgt, als gerade jetzt. Deshalb möchten wir als diesjähriges Weihnachtsgeschenk die „Künstliche Höhensonne" vorschlagen. Sie werden uns später bestätigen, daß wir Sie gut beraten haben. Zahlung kann in 3 oder 6 Monatsraten erfolgen.

Bitte schreiben Sie uns, ob wir Ihnen das 52seitige Lehr- und Nachschlagebuch „Ultraviolette Strahlen und der menschliche Körper" sowie eine Probe-Tube „Engadina-Creme" zur natürlichen Hautbräunung gegen 60 Pfg. in Briefmarken zusenden sollen; Prospekt 843 und 854 senden wir dagegen kostenfrei.

PREISE: Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Reflektor (Typ SR 300) für Wechselstrom 220 Volt .. **RM 220.50**

Vereinfachtes Modell (Typ SN 300) für Wechselstrom **RM 184.50**

Für Wechselstrom 110 Volt (SR und SN Modelle) Mehrpreis ..... **RM 20.—**

Tischlampen-Modell nur für Gleichstrom mit Kippzündung **RM 126.—**

NEU: Die ALPINA-Heimsonne aus dem neuen I. G. Phosphatglas für Gleich- od. Wechselstr. 220 Volt **RM 98.—**

Preise innerhalb Deutschlands frei Haus.

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H. Hanau/Main, Postfach Nr. 21

Zweigstelle: Berlin NW 7, Robert-Koch-Platz 2/21. Telefon D. 1 Norden 4997.

Unverbindliche Vorführung in allen medizin. Fachgeschäften, AEG- und Siemens-Niederlassungen.

Die „Höhensonne" - ORIGINAL HANAU -

Heilanstalten

Prospekte durch die einzelnen Anstalten. Preis der zweispaltigen Millimeterzeile (46 mm breit) 70 Pf. — Erfüllungsort Leipzig.

Bad Blankenburg (Thüringen)
S.-R. Dr. Warda: Villa Emilia
Sanatorium
für Nervöse und Nervenkranke.

Sanat. **DR. BARNER BRAUNLAGE**
Höhenklima Ruhe Diät Moor
ab 11 M. einschl. Arzt, Diät, einf. Kur. 20% Nachlass in Zwischenzeit.
Innere Nerven Stoffw. Frauen Rheuma

Winterkuren
im
Dr. med. Gmelin
Nordsee-Sanatorium
Südstrand-Föhr

Dr. med. Wiedeburgs Thüringer Waldsanatorium **Bad Blankenburg/Th.** **Schwarzeck** für Nerven- und innere Leiden. Vier Fachärzte Pauschalkuren. • Prosp.

Hartheck bei Gaschwitz-Leipzig
Sanatorium für Nerven- und Gemütskrankheiten. — Entziehungskuren. — Anruf Leipzig 35678. Dr. Wilhelm Sernau.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche
Kuranstalt Jlten b. Hannover
für Nerven- und Gemütskranke.
Offene, halboffene u. geschlossene Häuser. Große, eigene Landwirtschaft mit Beschäftigungsmöglichkeit. Moderne Therapie 4 Aerzte. Näheres durch Anfrage. Fernruf: Hannover 56324. [465

Haus Schönow
Malente-Gremsmühlen, Holst. Schweiz.
Sanatorium für Nervenkranke.
Gegründet 1898. 4,50 M. bis 7 M. einschl. ärztl. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Kassel-Neuemühle
Dr. Brunners Sanatorium
für Nerven- und Gemütskranke
Fernspr. Kassel 30604. — Psychotherapie, Entziehungskuren. Leit.: Dr. med. A. Diehl, Facharzt für Nerven- u. Gemütskrankheiten.

Kuranstalt Obersendling - München 25. Für Nervöse u. Erholungsbedürftige. Entziehungskuren. Villenanlage in grossem Park. Getrennte Villen für Psychosen (hier nur weibl. Kranke). Mod. Behandlungsmethod. (Psychotherap., planmäß. Beschäft., Gymn., Malariakur.). Geh. San.-Rat Dr. K. Ranke.

Schömberg bei Wildbad
Württemberg. Schwarzwald.
Sanatorium Schömberg
Privat - Lungenheilanstalt.
466] Chefarzt: Dr. Walder.

Kuranstalt Parkhof
in Rinteln a. d. Weser (gegr. 1883)
und angegl. Sanatorium Schaumburg, nahe der Schaumburg, für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungs- und Fieberkuren. Pauschalkuren von 200 Mk. an monatlich. Prospekt auf Anfrage. Teleph. Rinteln 54.
Sanitätsrat Dr. Lehne und Dr. Brandt
(vorm. Sanat. Eyselein), Blankenburg a. Harz.

Kurhaus Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen
für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren von [75
Dr. Tecklenburg. Dr. Lemmer.

Woltorf (Braunschweig)
Sanatorium f. Nerven- u. Gemütskranke. Entziehungskuren. 40 Kranke. 2 Aerzte. Fernspr.: Peine 2288. Prospekt durch den Bes. u. Leiter Dr. Kruse. [181